This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
G6
1899
B67

A 927,180

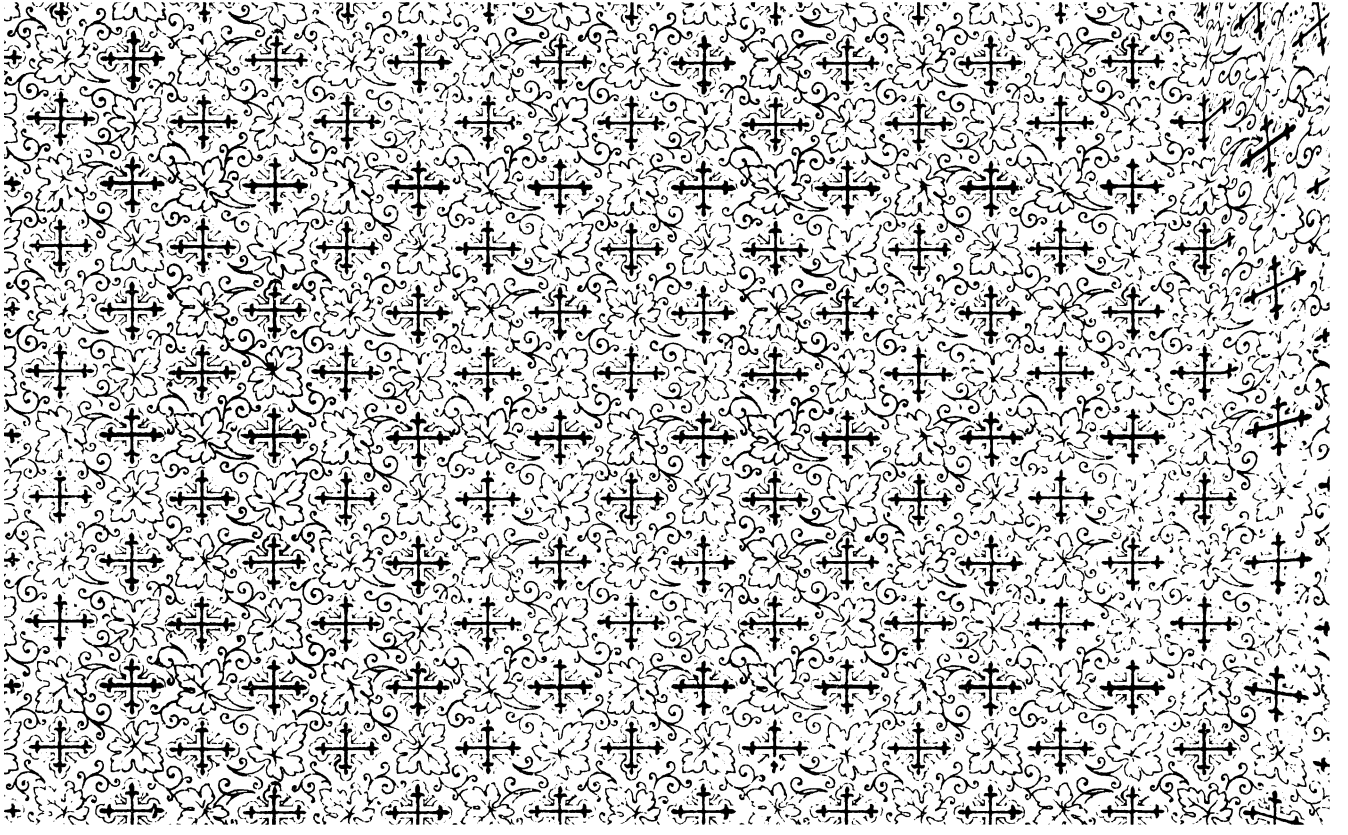
Meine Religion
Mein politischer Glaube.

Zwei vertrauliche Reden

von J. W. v. Goethe

W. Bode

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
ARTES SCIENTIA VERITAS



Meine Religion.

*

Mein politiſcher Glaube.

Zwei vertrauliche Reden

von

J. W. von Goethe.

Zuſammengeſtellt und herausgegeben

von

Dr. Wilhelm Bode.

Berlin 1899.
Ernſt Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochſtr. 68—71.

838
G6
1899
B67

Alle Rechte aus dem Gesetz vom Juni 1870 sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Goethe
Harr.
4-3-50
69743

Meine Religion.

Keſtner über den jungen Goethe:

Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch ſelten; denn, ſagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Vor der chriſtlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Geſtalt, wie ſie unſere Theologen vorſtellen.

Varnhagen über den alten Goethe:

Sein Herz hegt die reinſte, wärmſte Liebe; er iſt gotterfüllt, echt fromm und heilig in ſeinem tiefſten Weſen. Er macht keine Worte von Chriſtus, er prahlt nicht mit ſeinem Bekenntnis auf ihn, aber Jeſus hätte ihn zum teuerſten Freunde gehabt, wäre er ihm begegnet.

In unſeres Buſens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtſelnd ſich dem ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm ſein!

Und zum Frommſein gehört wohl auch das Nachdenken über die höchſten und ſchwerſten Fragen. Das Erforſchliche erforſcht zu haben, erſcheint mir das größte Glück für den denkenden Menſchen. Der Menſch iſt freilich nicht geboren, die Probleme der Welt zu löſen, wohl aber zu ſuchen, wo das Problem angeht, und ſich ſodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten. Die Handlungen des Univerſums zu meſſen, reichen ſeine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, iſt bei ſeinem kleinen Standpunkte ein ſehr vergebliches Beſtreben. Die Vernunft der Menſchen und die Vernunft der Gottheit ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge.

Wie mich die Leute ärgern, die dieſe Gottheit ſo gut kennen, als wären ſie ihre Berater und wüßten alle ihre Gedanken! Die Leute traktieren Gott, als wäre das unbegreifliche, garnicht auszudenkende höchſte Weſen nicht viel mehr als ihresgleichen. Sie würden ſonſt nicht ſagen: der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, beſonders den Geiſtlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phraſe, zu einem bloßen Namen, wobei ſie

ſich auch gar nichts denken. Wären ſie aber durchdrungen von ſeiner Größe, ſie würden verſtummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen.

Und was für ſchlechte Geſchichten hängen dieſe kleinen Geiſter der Gottheit an! Nichts Gotteslästerlicheres als die alte Dogmatik, die einen zornigen, wütenden, ungerechten, parteiiſchen Gott vorſpiegelt!

Ich kann auch an keinen Gott glauben, der außerhalb der Welt erhaben thronte.

Was wär ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in ſich, ſich in Natur zu hegen.
So daß, was in ihm lebt und webt und iſt,
Nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vermißt.

Ich bin gewohnt, die Welt als Naturforſcher anzuſehn, und als ſolcher ſuche ich Gott. Denn die bloße Naturbeſchreibung und Benennung der Dinge ſoll uns nicht genügen. Sie ſagt: das iſt Thonerde und das iſt Kieſelerde. Was helfen mir denn die Teile, was ihre Namen? Wiſſen will ich, was jeden einzelnen Teil im Univerſum ſo hoch begeiſtigt, daß er den andern aufſucht, ihm entweder dient oder ihn beherrſcht, jenachdem das allen ein- und aufgeborene Vernunftgeſetz in einem höheren oder geringeren Grade den zu dieſer, jenen zu jener Rolle befähigt. Hinter jedem Weſen ſteckt die höhere Idee. Das iſt mein Gott, das iſt der Gott, den wir alle ewig ſuchen und zu erſchauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht ſchauen. Ich frage nicht, ob dieſes höchſte Weſen Verſtand oder Vernunft habe, ſondern ich fühle, es iſt der Verſtand, es iſt die Vernunft ſelber. Alle Geſchöpfe ſind davon durchdrungen, und der Menſch hat davon ſoviel, daß er Teile des Höchſten erkennen mag.

Wir müssen suchen, wo er sich uns offenbaren will. Ich erwarte nicht, daß er Wunder thut, daß er seine eigenen Gesetze aufhebt. Gott selbst kann keinen Löwen mit Hörnern schaffen, weil er die von ihm selbst für notwendig erkannten Naturgesetze nicht umstoßen kann.

Dagegen ist alles Große, Edle, Schaffende ein Ausdruck des Göttlichen, und Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbart, das ist die eigentliche Seligkeit auf Erden. Freilich läßt sich das Göttliche niemals direkt von uns betrachten: wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, im Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen. Ich glaube, daß wir auf jede Entwicklung achten müssen, wenn wir die Hand Gottes suchen. Denn die Gottheit ist wirksam im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu thun, der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze. Deshalb habe ich bei meiner Beschäftigung mit der Natur am liebsten auf ihre Verwandlungen und Entwicklungen geachtet und bin darin eigene Wege gegangen, und deshalb habe ich in meinem Faust geschrieben:

> Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
> Umfaß' euch mit der Liebe holden Schranken,
> Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
> Befestiget mit dauernden Gedanken!

Ebenso sollen wir auf das Hohe und Erhabene achten, wenn wir Gott suchen. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, Christus anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen

Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind.

Da ich eben von Christus sprach: Gott hat sich nicht bloß in ihm und einigen großen Juden offenbart; wir finden ihn auch wirksam in Chinesen, Indiern, Persern und Griechen, und ebenso in unserer heutigen Welt. Wenn man die Leute reden hört, so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurechtkomme. In religiösen und moralischen Dingen giebt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Produkt rein menschlicher Kräfte. Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Rafael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edeln keineswegs die Einzigen sind, und daß in allen Gebieten der Kunst eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht haben wie jene Genannten. Allein, waren sie so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in ebendem Verhältnis und waren ebenso gottbegabt als jene.

Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs

Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höhern Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen.

Überall wo wir das Geniale wahrnehmen, haben wir eine göttliche Offenbarung. Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in Niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses. Ich sage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohlthätig fortwirkte.

Und ebenso finden wir Gottesgeist überall, auch in der untersten Menschen- und Tierwelt, da, wo wir Güte und Liebe und was sonst die Welt erhält und vorwärts bringt, antreffen. Denken wir nur an die Fürsorge der Eltern für ihre Nachkommen! Beseelte Gott den Vogel nicht mit diesem

allmächtigen Trieb gegen seine Jungen und ginge das Gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können! So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirksam. Ein junger Bildhauer hat mir das Modell von Myrons Kuh mit dem säugenden Kalb gesandt. Hier haben wir einen Gegenstand der höchsten Art; das die Welt erhaltende, durch die ganze Natur gehende ernährende Prinzip ist uns hier in einem schönen Gleichnis vor Augen. Dieses und ähnliche Bilder nenne ich die wahren Symbole der Allgegenwart Gottes.

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Noch deutlicher erscheint uns das Göttliche, wo uns die Liebe zu dem fremden Hilfsbedürftigen entgegentritt. Eckermann, unser Vogelfreund, erzählte mir einmal ein Geschichtchen, wie er zwei ganz junge Zaunkönige, die noch von den Alten gefüttert wurden, gefangen und unterwegs verloren. Als er nach mehreren Tagen an die Stelle kam, wo ihm die hilflosen Tierchen entschlüpft sein mußten, fand er sie nach einigem Suchen in einem Rothkehlchennest; das alte Rothkehlchen hatte sie hineingenommen und fütterte sie nun mit den eigenen Jungen. Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moses und die Propheten. Das ist es, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Teil seiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat und schon im Tiere dasjenige als Knospe andeutet, was im edeln Menschen zur schönsten Blüte kommt.

Ich möchte jedoch nicht mit den Nützlichkeitslehrern verwechselt werden, die überall eine Absicht Gottes auf das Wohl der Menschen oder Tiere hin heraustifteln. Solche

Nützlichkeitslehrer ſagen wohl: der Ochſe habe Hörner, um ſich damit zu wehren. Nun frage ich aber: warum hat das Schaf keine? und wenn es welche hat, warum ſind ſie ihm um die Ohren gewickelt, ſo daß ſie ihm zu nichts dienen? Etwas Anderes aber iſt es, wenn ich ſage: der Ochſe wehrt ſich mit den Hörnern, weil er ſie hat.

Die Frage nach dem Zweck, die Frage warum? iſt durchaus nicht wiſſenſchaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage wie? Denn wenn ich frage: wie hat der Ochſe Hörner? ſo führt mich das auf die Betrachtung ſeiner Organiſation und belehrt mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann. So hat der Menſch in ſeinem Schädel zwei unausgefüllte hohle Stellen. Die Frage warum? würde hier nicht weit reichen, wogegen aber die Frage wie? mich belehrt, daß dieſe Höhlen Reſte des tieriſchen Schädels ſind, die ſich bei ſolchen geringeren Organiſationen in ſtärkerem Maße befinden und die ſich beim Menſchen trotz ſeiner Höhe noch nicht ganz verloren haben.

Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn ſie nicht den anbeten ſollen, der dem Ochſen die Hörner gab, damit er ſich verteidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre, der in dem Reichtum ſeiner Schöpfung ſo groß war, nach tauſendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tauſendfältigen Tieren ein Weſen, das ſie alle enthält: den Menſchen.

Man verehre ferner den, der dem Vieh ſein Futter giebt und dem Menſchen Speiſe und Trank, ſo viel er genießen mag; ich aber bete den an, der eine ſolche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteſte Theil davon ins Leben tritt, die Welt von Ge-

ſchöpfen wimmelt, ſodaß Krieg, Peſt, Waſſer und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das iſt mein Gott!

Uebrigens bin ich weit entfernt zu glauben, daß ich Gott erkenne wie er iſt; ich wiederhole: wir können nur annähernde Ahnungen haben. Ich habe in den verſchiedenen Zeiten meines Lebens ſtets an Gott geglaubt, aber mir doch ſehr verſchiedene Bilder von ihm gemacht, je nach den Einflüſſen, unter denen ich ſtand. Und unſer Gottesbild geſtaltet ſich auch nach unſeren jeweiligen Bedürfniſſen. Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Weſens nicht an einer Denkweiſe genug haben; als Dichter und Künſtler bin ich Polytheiſt, Pantheiſt hingegen als Naturforſcher, und eins ſo entſchieden wie das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Perſönlichkeit als ſittlicher Menſch, ſo iſt auch dafür ſchon geſorgt. Die himmliſchen und irdiſchen Dinge ſind ein ſo weites Reich, daß die Organe aller Weſen zuſammen es nur erfaſſen mögen. Die Hauptſache iſt, daß wir uns unſrer Kleinheit und Kurzſichtigkeit der Gottheit gegenüber demütig bewußt bleiben.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelaſſener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde ſät,
Küß ich den letzten
Saum ſeines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.

* * *

Wie an Gott, so habe ich zeitlebens auch geglaubt, daß unser uns bekanntes irdisches Leben nur eine Erscheinung unseres gesamten Lebens und Wesens ist. Wenn Einer so alt ist wie ich, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit; es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.

Wir Menschen sind nicht bloß gemeine Materie. Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs. Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnend zum Himmel auf, der sich in unermessenen Räumen über ihm wölbt, weil er tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieser Ahnung liegt das Geheimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele.

Die persönliche Fortdauer steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegentheil sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor. Ich denke an die Metamorphose in der Pflanzen- und Tierwelt, wo allmählich das Blatt zur Rose, das Ei zur Raupe, die Raupe zum Schmetterlinge wird. Und schauen Sie nur auf die Hand des Meisters, die den Tasten des Klaviers wunderbare Harmonien entlockt. Die Hand hat

nichts von den Tönen, sie ist nur die Dienerin jenes geheimnisvollen Wesens, das hinter und über den sichtbaren Teilen des Menschen verborgen ist. Wenn der Mensch stirbt, so heißt das nur, daß jenes geheimnisvolle Wesen seine Diener entläßt; damit verschwindet aber dieses Wesen durchaus nicht. Je nach seiner Art, Kraft und Richtung wird es sich irgendwie weiter bethätigen.

Denn ich glaube durchaus nicht an dieselbe Fortdauer für alle Menschen; wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein. Man muß sich hier schon tüchtig bewährt und bethätigt haben. Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir namentlich auch aus dem Begriffe der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag. Ähnlich wie wir sind, werden wir auch bleiben. Denken wir an unsern verstorbenen Großherzog! Gewiß, wo auch sein Geist im Weltall seine Rolle gefunden, er wird dort seine Leute wieder gut zu pflegen wissen. Oder denken wir an unseren herrlichen Freund Wieland! Vom Untergang solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie. Wielands Seele war von Natur ein Schatz, ein wahres Kleinod; dazu kommt, daß sein langes Leben diese geistig schönen Anlagen nicht verringert, sondern vergrößert hat. Ich wünsche sehr, daß ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnen möchte und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte Alles, was ihm irgend nahe-

käme, erquickte und aufheiterte. Für die beſten Geiſter erhoffe ich, daß ſie an den Freuden der Götter als ſelig mitſchaffende Kräfte teilnehmen werden. Der Menſch iſt das erſte Geſpräch, das die Natur mit Gott hält. Auf einem andern Planeten wird das Geſpräch höher, tiefer, verſtändiger gehalten ſein. Freilich ſoll man ſich hüten, ſolchen Glauben für etwas anderes als Glauben, Vermuten, Hoffen zu halten. Wo das Wiſſen genügt, bedürfen wir des Glaubens nicht; wo aber das Wiſſen ſeine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erſcheinen läßt, ſollen wir auch dem Glauben ſein Recht nicht ſtreitig machen. Sobald man nur von dem Grundſatze ausgeht, daß Wiſſen und Glauben nicht dazu da ſind, um einander aufzuheben, ſondern um einander zu ergänzen, ſo wird ſchon überall das Rechte ausgemittelt werden.

Sie ſehen wohl, daß meine Gedanken etwas anders laufen, als die gewöhnlichen über das zukünftige Leben. Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja, ich möchte mit Lorenzo von Medici ſagen, daß alle diejenigen auch für dieſes Leben tot ſind, die kein anderes hoffen; allein ſolche unbegreiflichen Dinge liegen zu fern, um ein Gegenſtand täglicher Betrachtung und gedankenzerſtörender Spekulation zu ſein. Und ferner: wer eine Fortdauer glaubt, der ſei glücklich im Stillen, aber er hat nicht Urſache, ſich darauf etwas einzubilden. Bei Gelegenheit von Tiedges „Urania“ indeß machte ich die Bemerkung, daß, eben wie der Adel, ſo auch die Frommen eine gewiſſe Ariſtokratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die ſtolz waren, weil ſie mit Tiedge an Unſterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über dieſen Punkt auf eine ſehr dünkelhafte Weiſe examinierten. Ich ärgerte ſie aber, indem ich ſagte: es könne mir ganz recht ſein, wenn

nach Ablauf dieſes Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben Niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten. Denn ſonſt würde meine Plage erſt recht angehen! Die Frommen würden um mich herumkommen und ſagen: Haben wir nicht Recht gehabt? Haben wir es nicht vorhergeſagt? Iſt es nicht eingetroffen? Und damit würde denn auch drüben der Langeweile kein Ende ſein.

Die Beſchäftigung mit Unſterblichkeitsideen iſt für vornehme Stände und beſonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Menſch aber, der ſchon hier etwas Ordentliches zu ſein gedenkt und der daher täglich zu ſtreben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf ſich beruhen und iſt thätig und nützlich in dieſer. Ferner ſind Unſterblichkeitsgedanken für ſolche, die in Hinſicht auf Glück hier nicht zum Beſten weggekommen ſind, und ich wollte wetten: wenn der gute Tiedge ein beſſeres Geſchick hätte, ſo hätte er auch beſſere Gedanken.

Ebenſo wie ein Fortleben, ſo glaube ich auch ein Vorleben annehmen zu dürfen. Ich bin gewiß, wie Sie mich hier ſehen, ſchon tauſendmal dageweſen und hoffe wohl noch tauſendmal wiederzukommen. Erinnerung an ſolche frühere Exiſtenz haben wir freilich ſehr ſelten und dunkel, nur zuweilen erleuchtet uns ein genialer Blitz etwas davon. Ich muß wohl unter Kaiſer Hadrian ſchon einmal dageweſen ſein, deshalb zieht mich alles Römiſche ſo an und kömmt mir ſo heimiſch vor; unſer Freund Boiſſerée ſtammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert und war am Niederrhein daheim. Eine unbegreiflich innige Freundſchaft, die mich mit einer angeſehenen Frau unſeres Kreiſes lange verband, habe ich mir in ihrer ganzen Art nie anders als durch Seelenwanderung

erklären können. Ja, wir müſſen einſt Mann und Weib geweſen ſein, ſagte ich mir oft. Und ich bat die Götter, wenn ich noch einmal auf die Welt komme, ſollten ſie mich nur einmal lieben laſſen und dieſe liebe Gefährtin ſollte jene Freundin ſein, die vor längſt verſchwundenen Zeiten ſchon mir Gattin geweſen. Es mögen das ja Träume geweſen ſein, wie ſie liebende Seelen ſo gern erfinden, aber feſt und beſtändig iſt mein Glaube: dieſes ſichtbare Daſein zwiſchen Geburt und Tod iſt nicht Alles!

Kein Weſen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewige regt ſich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein iſt ewig; denn Geſetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen ſich das All geſchmückt.

* * *

Doch ich kehre zurück zu dem Heute, dem jetzigen Leben, und da ſehe ich die uralte Frage: ſind wir frei? oder ſind wir gekettet an den Willen der Götter? Ich möchte kein Ja und kein Nein verantworten.

Wunderbar ſtark iſt ja zuweilen der menſchliche Wille. Man denke nur an Napoleon, wie er die Peſtkranken beſuchte, um zu zeigen, daß man die Peſt überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig ſei. Und er hatte Recht. Ich kann aus meinem eigenen Leben ein Faktum erzählen, wo ich bei einem Faulfieber der Anſteckung unvermeidlich ausgeſetzt war und wo ich bloß durch einen entſchiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Ich leide oft an Beſchwerden des Unterleibs, allein der geiſtige Wille und die Kräfte des oberen Teils halten mich im

Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben! So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengung die nachteilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir. Aber schon bei unserem Leibe sehen wir, daß doch unserem Willen Grenzen gesetzt sind.

Denn zwar drängt er sich vor zu diesen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig sie aus, jedoch schon darben dagegen
Andere Glieder, die Last des Uebergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.
Siehst du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und suche mit forschendem Geiste,
Finden wirst du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel.

Wie bei den Tieren so sehen wir es auch am Menschen: seine Lebensweise muß sich nach seinem Körper richten, wie umgekehrt auch der Körper sich langsam der Lebensweise anpaßt.

Ebenso stehen wir unter der Macht der Mitmenschen, und das ist auch eine, der wir oft willenlos unterliegen. Ich rede garnicht von grober Gewalt. Aber es kann auch eine Seele auf die andre durch bloße stille Gegenwart entschieden einwirken. Es ist mir sehr oft passiert, daß, wenn ich mit einem guten Bekannten ging und lebhaft an etwas dachte, dieser über das, was ich im Sinne hatte, sogleich an zu reden fing. So habe ich einen Mann gekannt, der, ohne ein Wort zu sagen, durch bloße Geistesgewalt eine in heiteren Gesprächen begriffene Gesellschaft plötzlich still zu machen im Stande war. Ja, er konnte auch eine Verstimmung hineinbringen, sodaß es Allen unheimlich wurde.

Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende und abstoßende Gewalt aus. Unter Liebenden ist

dieſe magnetiſche Kraft beſonders ſtark und wirkt ſogar ſehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einſamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich ſo lang an ſie dachte, bis ſie mir wirklich entgegenkam. „Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig", ſagte ſie, „ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher."

Aber die Hauptfrage iſt ja, ob wir auch von überirdiſchen Mächten regiert werden. Am ſtärkſten bejahen dieſe Frage die Mohammedaner; als Grundlage in der Religion befeſtigen ſie ihre Jugend zunächſt in der Überzeugung, daß dem Menſchen nichts begegnen könne, als was ihm von einer allleitenden Gottheit längſt beſtimmt worden; und ſomit ſind ſie denn für ihr ganzes Leben ausgerüſtet und beruhigt und bedürfen kaum eines Weiteren. Ich will zunächſt nicht unterſuchen, was an dieſer Lehre Wahres oder Falſches, Nützliches oder Schädliches ſein mag, aber im Grunde liegt von dieſem Glauben doch etwas in uns allen. Die Kugel, auf der mein Name nicht geſchrieben ſteht, wird mich nicht treffen, ſagt der Soldat in der Schlacht; und wie ſollte er ohne dieſe Zuverſicht in den dringendſten Gefahren Mut und Heiterkeit behalten! Die Lehre des chriſtlichen Glaubens: Kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen eures Vaters, iſt aus derſelbigen Quelle hervorgegangen und deutet auf eine Vorſehung, die das Kleinſte im Auge behält und ohne deren Willen und Zulaſſen nichts geſchehen kann.

Die Gebundenheit des Menſchen folgt übrigens ſchon aus der Allwiſſenheit Gottes, wenn wir daran glauben. Sobald wir dem Menſchen die Freiheit zugeſtehen, iſt es um die Allwiſſenheit Gottes gethan; denn ſobald die Gottheit weiß, was ich thun werde, bin ich gezwungen, zu handeln,

wie sie es weiß. Ich erkenne deshalb auch an, daß unser Schicksal vorausbestimmt ist. Unser Leben kann sicherlich durch die Ärzte um keinen Tag verlängert werden; wir leben, solange es Gott bestimmt hat. Und so ists mit unserm ganzen Lebensgange.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen!

Der Mensch empört sich freilich oft genug gegen seine Bestimmung, aber wenn er sich frei meint, spürt er doch endlich wieder die kräftigere Hand am Arme.

Da ists denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz, und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.
So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Wir würden täglich diese Ketten sehen und darunter leiden, wären nicht Hoffnung und Phantasie als täuschende Freundinnen uns gleichfalls gegeben.

Ich habe meine eigenen Gedanken über diese herrschenden Gewalten, die wir bald deutlich spüren, bald dunkel ahnen. Mancher erkennt nur ein Eingreifen „des lieben Gottes" an, andere reden von einer „weisen Vorsehung." Ich habe in den Aufzeichnungen aus meinem Leben berichtet, warum ich zu anderen Worten kam. Ich glaubte in der Natur, der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten, etwas

zu entdecken, das sich nur in Widersprüchen manifestierte. Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang. Alles was uns begrenzt, schien für dasselbe durchdringbar; es schien mit den notwendigen Elementen unseres Daseins willkürlich zu schalten; es zog die Zeit zusammen und dehnte den Raum aus. Nur im unmöglichen schien es sich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen. Dieses Wesen, das zwischen alle übrigen hineinzutreten, sie zu sondern, sie zu verbinden schien, nannte ich dämonisch, nach dem Beispiel der Alten und derer, die etwas Ähnliches gewahrt hatten. Ich suchte mich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete.

Obgleich jenes Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestieren kann, ja bei den Tieren sich aufs merkwürdigste ausspricht, so steht es vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen.

Am furchtbarsten aber erscheint dieses Dämonische, wenn es in irgend einem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines Lebensganges habe ich mehrere, teils in der Nähe, teils in der Ferne beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche

Gewalt über die Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wieweit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der hellere Teil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihresgleichen, und sie sind durch nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen; und aus solchen Bemerkungen mag wohl jener sonderbare, aber ungeheure Spruch entstanden sein: Nemo contra deum nisi deus ipse.

Napoleon z. B. war durchaus dämonischer Art, im höchsten Grade, sodaß kaum ein Anderer ihm zu vergleichen ist. Auch der verstorbene Großherzog war eine dämonische Natur, voll unbegrenzter Thatkraft und Unruhe, sodaß sein eigenes Reich ihm zu klein und das größte ihm zu klein gewesen wäre. Er war es in dem Grade, daß niemand ihm widerstehen konnte. Er übte auf die Menschen eine Anziehung durch seine ruhige Gegenwart, ohne daß er sich eben gütig und freundlich zu erweisen brauchte. Alles, was ich auf seinen Rat unternahm, glückte mir, sodaß ich in Fällen, wo mein Verstand und meine Vernunft nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte, was zu thun sei, wo er es denn instinktmäßig aussprach und ich immer im Voraus eines guten Erfolges gewiß sein konnte.

Ihm wäre zu gönnen gewesen, daß er sich meiner Ideen und höheren Bestrebungen hätte bemächtigen können; denn wenn ihn der dämonische Geist verließ und nur das Menschliche zurückblieb, so wußte er mit sich nichts anzufangen und er war übel daran.

Auch in Byron mag das Dämonische in hohem Grade

wirksam gewesen sein, weshalb er auch die Attraktion in großem Maße besessen, sodaß ihm besonders die Frauen nicht haben widerstehen können.

Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter. Auch Friedrich und Peter der Große gehören hierher, ebenso Mirabeau. Er besaß die Gabe, das Talent zu unterscheiden, und das Talent fühlte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur angezogen, sodaß es sich ihm und seiner Leitung willig hingab.

In meiner Natur liegt das Dämonische nicht, aber ich bin ihm unterworfen. So waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg.

Mir kommt ferner Sorets Übersetzung meiner „Metamorphose der Pflanzen“ in den Sinn, die sich so lange hinschleppt; es sind tausend Hindernisse dazwischen getreten, das Unternehmen hat oft ganz widerwärtig gestockt, und ich habe es oft im Stillen verwünscht. Nun aber komme ich in den Fall, alle diese Hindernisse zu verehren, indem im Laufe dieser Zögerungen außerhalb, bei anderen trefflichen Menschen, Dinge herangereift sind, die jetzt als das schönste Wasser auf meine Mühle mich über alle Begriffe weiter bringen und meine Arbeit einen Abschluß erlangen lassen, wie es vor einem Jahre nicht wäre denkbar gewesen. Dergleichen ist mir in meinem Leben öfter begegnet, und man kommt dahin, in solchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas

Dämoniſches zu glauben, das man anbetet, ohne ſich anzumaßen, es weiter erklären zu wollen.

Als hemmende, verlangſamende Kraft tritt uns auch in der Weltgeſchichte das Dämoniſche oft entgegen. Denken Sie wieder an unſeren verſtorbenen Großherzog und daran, wie ſehr er ſeiner Mitwelt voraus war! Nur ein lumpiges Jahrhundert ſpäter, und wie würde er an ſo hoher Stelle ſeine Zeit vorwärts gebracht haben! Aber wiſſen Sie was? Die Welt ſoll nicht ſo raſch zum Ziele, als wir denken und wünſchen. Immer ſind die retardierenden Dämonen da, die überall dazwiſchen- und überall entgegentreten, ſodaß es zwar im Ganzen vorwärts geht, aber ſehr langſam.

Etwas Ähnliches finden wir bei Lord Byrons frühem Untergange wirkſam. Überhaupt ſehen wir oft, daß im mittleren Leben eines Menſchen häufig eine Wendung eintritt, und daß, wie ihn in ſeiner Jugend Alles begünſtigte und Alles ihm glückte, nun mit einem Mal Alles ganz anders wird, und ein Unfall und ein Mißgeſchick ſich auf das andere häuft. Wiſſen Sie aber, wie ich es mir denke? — Der Menſch muß wieder ruiniert werden! Jeder außerordentliche Menſch hat eine gewiſſe Sendung, die er zu vollführen berufen iſt. Hat er ſie vollbracht, ſo iſt er auf Erden in dieſer Geſtalt nicht weiter von nöten, und die Vorſehung verwendet ihn wieder zu etwas Anderem. — Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geſchieht, ſo ſtellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen andern: Mozart ſtarb in ſeinem ſechsunddreißigſten Jahre, Rafael im gleichen Alter, Byron nur um weniges älter. Alle aber hatten ihre Miſſion auf das Vollkommenſte erfüllt, und es war wohl Zeit, daß ſie gingen, damit auch anderen Leuten in dieſer auf eine

lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu thun übrig bliebe.

Noch auf ganz anderen Gebieten begegnen wir dem Dämonischen. Sein eigentliches Element findet es in der Liebe zwischen Mann und Weib. Es pflegt jede tiefe Leidenschaft zu begleiten. In meinem Verhältnis zu Lili war es besonders wirksam; es gab meinem Leben eine andere Richtung, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hiersein davon eine unmittelbare Folge war.

Auch in der Poesie ist durchaus etwas Dämonisches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt.

Desgleichen ist es in der Musik im höchsten Grade, denn sie steht so hoch, daß kein Verstand ihr beikommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die Alles beherrscht, und von der Niemand im Stande ist, sich Rechenschaft zu geben. Denken Sie nur an Paganini! Der religiöse Kultus kann sie daher auch nicht entbehren; sie ist eins der ersten Mittel, um auf die Menschen wunderbar zu wirken.

* * *

Doch nun genug von den Dämonen! Verbleibt uns denn ihnen und der Gottheit gegenüber noch so viel Willensfreiheit, daß wir von Moral reden, moralische Vorschriften machen dürfen? Allerdings! Das Leben ist nicht ein einmaliges Würfelspiel, bei dem die zufällig gefallenen Augen Alles entscheiden, sondern es ist einem beständigen Kartenspiel zu vergleichen, in dem das Geschick des Spielers neben

dem Kartenglück entscheidet. Gott läßt auch zu, was er nicht will. Und den Dämonen gegenüber muß unsere bessere Natur sich kräftig durchhalten und ihnen nicht mehr Macht einräumen als billig.

Das freilich folgt aus unserer Betrachtung, daß man duldsam sein soll, zumal im Urteil über die Menschen, in denen die Dämonen sich besonders erweisen. Außerordentliche Menschen wie Napoleon treten aus der Moralität heraus, sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser.

Ich verhehle nicht, daß mich diese Menschen immer angezogen haben, wie man ja auch an den Helden meiner Dichtungen, der ausgeführten und geplanten, leicht erkennen mag.

Die Menschen demoralisieren einander viel zu viel. Pfaffen und Schulleute quälen unendlich. Die Weisen dagegen sagen: Beurteile Niemand, bis du an seiner Stelle gestanden hast! Davon rührt so viel Ungerechtigkeit her, daß wir Andere zu richten uns anmaßen, obwohl oder weil sie anders sind als wir und in anderen Welten leben. Denken Sie an Byron und seine Verkleinerer! Ist es nicht eines alten Griechen, eines Plutarch würdig, wie der Major Parry sie abfertigt? „Dem edeln Lord, sagt Parry, fehlten alle jene Tugenden, die den Bürgerstand zieren, und welche sich anzueignen er durch Geburt, durch Erziehung und Lebensweise gehindert war. Nun sind aber seine ungünstigen Beurteiler sämtlich aus der Mittelklasse, die denn freilich tadelnd bedauern, dasjenige an ihm zu vermissen, was sie an sich selber zu schätzen Ursache haben. Die wackeren Leute bedenken nicht, daß er an seiner hohen Stelle Verdienste besaß, von denen sie sich keinen Begriff machen können.“ Nicht

wahr, ſo etwas hört man nicht alle Tage! Und machen es nicht auch die Philoſophen oft ähnlich wie die Philiſter des Mittelſtandes? Sind ſie nicht wie die Ärzte, die uns etwas verbieten oder vorſchreiben, je nachdem ſie ſelbſt es haſſen oder lieben? Der Eine iſt zum Stoiker geboren, gelangt deshalb zum Stoizismus, und ebenſo wird der Andere Epikuräer; Kant war von Natur mäßig, daher der Charakter ſeiner Philoſophie.

Den gleichen Fehler des unbefugten Richtens macht das Alter oft gegen die Jugend. Wer ſagt uns denn, daß wir im Alter mehr Recht haben als vor Jahrzehnten? Ich war in meinem vierzigſten Jahre über einige Dinge vollkommen ſo klar und geſcheit wie jetzt und in manchen Hinſichten ſogar beſſer. Und wenn man in der Jugend nicht tolle Streiche machte und mitunter einen Buckel voll Schläge mit wegnähme, was wollte man denn im Alter für Betrachtungsſtoff haben? Da will jetzt meine Schwiegertochter eine thörichte Reiſe unternehmen, um ein Nichts! Aber ein ſolches Nichts iſt der Jugend oft unendlich viel. Und im Ganzen genommen, was thuts? Man muß oft etwas Tolles unternehmen, um nur wieder eine Zeit lang leben zu können. In meiner Jugend habe ich es nicht beſſer gemacht, und doch bin ich noch ziemlich mit heiler Haut davongekommen.

Ich kann nur empfehlen, daß man jede Individualität gewähren laſſe, zumal ſie die Strafe ihrer Fehler von ſelbſt bekommt. Im Scherze habe ich wohl gelehrt: „Kinderchen, ihr müßt lernen, mit Vergnügen irren zu ſehen.“ Auch mit dem Ratgeben iſt es ein eigenes Ding, und wenn man eine Welt geſehen hat, wo die geſcheiteſten Dinge mißlingen und das Abſurdeſte oft zu einem glücklichen Ziele führt, ſo kommt man wohl davon zurück, Jemand einen Rat erteilen

zu wollen. Es ist besonders gefährlich, in die Ferne sittlich zu wirken. Spricht man mit einem Freunde, so fühlt man seine Lage und mildert die Worte nach dem Augenblick; entfernt spricht man nicht recht und trifft nicht zur rechten Zeit.

Namentlich ist alles Übelnehmen von Übel.

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu, als hättest du's nicht gezählt:
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

Ebenso wie gegen Andere, soll man auch gegen sich selbst einige Milde üben. Es wird einem nichts erlaubt, man muß es sich selber erlauben; dann lassens sich die Andern gefallen — oder nicht!

Gehts in der Welt dir endlich schlecht:
Thu was du willst, nur habe nicht Recht!

Auch keine Rekriminationen, keine Vorwürfe über Vergangenes, nun doch nicht zu Änderndes! Jeder Tag bestehe für sich; wie kann man leben, wenn man nicht jeden Abend sich und Anderen ein Absolutorium erteilt? Ich sah jüngst sogar einen Knaben, der sich wegen eines begangenen kleinen Fehlers nicht beruhigen konnte. Es war mir nicht lieb, das zu bemerken, denn es zeugt von einem zu zarten Gewissen, welches das eigene moralische Selbst so hoch schätzt, daß es ihm nicht verzeihen will. Ein solches Gewissen macht hypochondrische Menschen, wenn es nicht durch eine große Thätigkeit balanciert wird.

Nichts taugt Ungeduld,
Noch weniger Reue:
Jene vermehrt die Schuld,
Diese schafft neue.

Noch in zwiefacher Hinsicht muß ich meinen Mangel an Moralität manifestieren. Man weiß ja, daß ich auch den Trieben des einen Geschlechts zum andern ein Ausleben gönne. Ich war nie für Zügellosigkeit und habe auch mich selbst zu beherrschen verstanden. Ich war Jahrzehnte lang Vorsteher unseres Theaters, und da fehlte es nicht an schönen und jungen Frauenzimmern, die mir auf halbem Wege entgegenkamen. Nicht jeder hätte sich jedes Mal selbst festgenommen wie ich es that. Aber mit den Grämlingen auf diesem Gebiete mochte ich doch nie in ein Horn stoßen. Man hört so oft über weitverbreitete Immoralität in unserer Zeit klagen, und doch wüßte ich nicht, daß irgend einer, der Lust hätte, moralisch zu sein, verhindert würde, es nur um so mehr und mit desto mehr Ehre zu sein. Auch kann ich es nicht billigen, wenn erwachsene Menschen sich schämen, über solche Sachen zu reden oder etwas zu hören. Ich habe mich stets grob und deutlich ausgesprochen und kann z. B. den moralischen Engländer, der die Sakuntala nicht getreu zu übersetzen wagte, nicht sehr hoch einschätzen.

Sodann denke ich über den Egoismus günstiger als seine vielen Ankläger. Als wenn die Natur nicht so eingerichtet wäre, daß die Zwecke des Einzelnen dem Ganzen nicht widersprechen, ja sogar zu seiner Erhaltung dienen, als wenn ohne Motive etwas geschehen könnte, und als wenn diese Motive außerhalb des handelnden Wesens liegen könnten und nicht vielmehr im Innersten desselben; ja, als wenn ich die Wohlfahrt des Andern befördern könnte, ohne daß sie auf mich inundierte, keineswegs mit meinem Verlust, mit meiner Aufopferung, welche nicht immer dazu erfordert wird und welches nur in gewissen Fällen geschehen kann. Wäre es wahr, daß Jeder nur aus und zu seinem Vorteil handle,

ſo würde einmal folgen, daß, wenn ich zu meinem Abbruch, Nachteil, Detriment handelte, ich erſt die Wohlfahrt Anderer beförderte, welches abſurd iſt. Ferner, daß, wenn ich dem Andern Schaden thäte, wenn ich im Zorn gegen ihn aufwallte und ihn ſchlüge oder dergl., ich alsdann zu meinem Vorteil, für mein Intereſſe handelte, welches ebenſo abſurd iſt.

Nach Allem, was ich eben geſagt habe, könnte es ſcheinen, als ob ich vor dem Sittlichen nur geringen Reſpekt hätte, und Mancher möchte mich denn auch gern als unmoraliſch hinſtellen. Aber habe ich nicht auch angedeutet, daß ich das Sittliche geradezu als eine Offenbarung Gottes betrachte? Und anders gewandt: unſer Edelſinn beweiſt das Daſein Gottes. Wie iſt das Sittliche in die Welt gekommen? Durch Gott ſelber, wie alles andere Gute. Es iſt kein Produkt menſchlicher Reflexion, ſondern es iſt angeſchaffene und angeborene ſchöne Natur. Es iſt mehr oder weniger den Menſchen im Allgemeinen angeſchaffen, im hohen Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemütern. Dieſe haben durch große Thaten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches ſodann durch die Schönheit ſeiner Erſcheinung die Liebe der Menſchen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog.

Der Wert des Sittlich-Schönen und Guten aber konnte durch Erfahrung und Weisheit zum Bewußtſein gelangen, indem das Schlechte ſich in ſeinen Folgen als ein ſolches erwies, welches das Glück des Einzelnen wie des Ganzen zerſtörte, dagegen das Edle und Rechte als ein ſolches welches das beſondere und allgemeine Glück herbeiführte. So konnte das Sittlich-Schöne zur Lehre werden und ſich als ein Ausgeſprochenes über ganze Völkerſchaften verbreiten.

ch aber nicht ſo verſtehen, daß jede gute
Vorteile und Segen für den Thäter
. Alles, was wir thun, hat eine Folge.
echte bringt nicht immer etwas Günſtiges,
icht immer etwas Ungünſtiges hervor,
ſtmals ganz im Gegenteil. Welt-
ſſen, ſieht man daher mit einer großen
gkeit zu Werke gehen. Auch irrt ſich,
er durch die Erfüllung einer Tugend
die Eitelkeit, die ihm noch beiwohnt,
szuüben. Sie muß ſich von ſelbſt ver-
aber das Gefühl derſelben nicht mehr
nicht glücklich durch unſere Tugenden,
Fehler und Schwachheiten.
nehr als der ſchwankende Kalkül einer
lehre, ſie iſt von überſinnlicher Art.
iedensverſuch zwiſchen unſern perſönlichen
en Geſetzen jenes unſichtbaren Reiches.
ung ſind ihre echten Grundlagen, und
er einen höhern, die Ereigniſſe ord-
ir nicht begreifen, eben weil er höher
d unſer Verſtand iſt.
den nennen, auf die ich den größten
äßlichkeit und Milde war die Rede,
r ſtehen die Ehrfurcht, die Thätig-
Ich halte es für eine Sünde, das
, im Gegentheil hat Plato Recht,
Mutter alles Schönen und Guten
ntſchließt ſich der Menſch zur Ehr-
dreifache Ehrfurcht, die, wenn ſie
nzes bildet, erſt ihre höchſte Kraft

ſo würde einmal folgen, daß, wenn ich zu meinem Abbruch, Nachteil, Detriment handelte, ich erſt die Wohlfahrt Anderer beförderte, welches abſurd iſt. Ferner, daß, wenn ich dem Andern Schaden thäte, wenn ich im Zorn gegen ihn aufwallte und ihn ſchlüge oder dergl., ich alsdann zu meinem Vorteil, für mein Intereſſe handelte, welches ebenſo abſurd iſt.

Nach Allem, was ich eben geſagt habe, könnte es ſcheinen, als ob ich vor dem Sittlichen nur geringen Reſpekt hätte, und Mancher möchte mich denn auch gern als unmoraliſch hinſtellen. Aber habe ich nicht auch angedeutet, daß ich das Sittliche geradezu als eine Offenbarung Gottes betrachte? Und anders gewandt: unſer Edelſinn beweiſt das Daſein Gottes. Wie iſt das Sittliche in die Welt gekommen? Durch Gott ſelber, wie alles andere Gute. Es iſt kein Produkt menſchlicher Reflexion, ſondern es iſt angeſchaffene und angeborene ſchöne Natur. Es iſt mehr oder weniger den Menſchen im Allgemeinen angeſchaffen, im hohen Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemütern. Dieſe haben durch große Thaten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches ſodann durch die Schönheit ſeiner Erſcheinung die Liebe der Menſchen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog.

Der Wert des Sittlich-Schönen und Guten aber konnte durch Erfahrung und Weisheit zum Bewußtſein gelangen, indem das Schlechte ſich in ſeinen Folgen als ein ſolches erwies, welches das Glück des Einzelnen wie des Ganzen zerſtörte, dagegen das Edle und Rechte als ein ſolches welches das beſondere und allgemeine Glück herbeiführte. So konnte das Sittlich-Schöne zur Lehre werden und ſich als ein Ausgeſprochenes über ganze Völkerſchaften verbreiten.

Nun soll man mich aber nicht so verstehen, daß jede gute Handlung alsbald Vorteile und Segen für den Thäter und Andere hervorriefe. Alles, was wir thun, hat eine Folge. Aber das Kluge und Rechte bringt nicht immer etwas Günstiges, und das Verkehrte nicht immer etwas Ungünstiges hervor, vielmehr wirkt es oftmals ganz im Gegenteil. Weltmenschen, die dies wissen, sieht man daher mit einer großen Frechheit und Dreistigkeit zu Werke gehen. Auch irrt sich, wer da meint, daß er durch die Erfüllung einer Tugend glücklich sei. Es ist die Eitelkeit, die ihm noch beiwohnt, eine solche Tugend auszuüben. Sie muß sich von selbst verstehen. Dann macht aber das Gefühl derselben nicht mehr glücklich. Wir sind nicht glücklich durch unsere Tugenden, sondern durch unsere Fehler und Schwachheiten.

Die Moral ist mehr als der schwankende Kalkül einer bloßen Glückseligkeitslehre, sie ist von übersinnlicher Art. Sie ist ein ewiger Friedensversuch zwischen unsern persönlichen Anforderungen und den Gesetzen jenes unsichtbaren Reiches. Zuversicht und Ergebung sind ihre echten Grundlagen, und die Unterordnung unter einen höhern, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist.

Soll ich die Tugenden nennen, auf die ich den größten Wert lege? Von der Läßlichkeit und Milde war die Rede, eben so hoch oder höher stehen die Ehrfurcht, die Thätigkeit, die Wahrhaftigkeit. Ich halte es für eine Sünde, das nil admirari zu lehren, im Gegentheil hat Plato Recht, der die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten nennt. Freilich ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht. Ich erstrebe eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft

und Wirkung erreicht. Das erſte iſt Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, das zweite Ehrfurcht vor dem, was uns gleich iſt, das dritte vor dem, was nnter uns iſt. Den Dreien entſpringen auch drei Religionen: die heidniſche, ſoweit ſie von der Furcht vor den oberen Mächten zur Ehrfurcht durchgedrungen iſt; die zweite iſt die philoſophiſche, denn der Philoſoph, der ſich in die Mitte ſtellt, muß alles Höhere zu ſich herab-, alles Niedere zu ſich heraufziehen, und nur in dieſem Mittelzuſtand verdient er den Namen des Weiſen. Die dritte Religion, die Ehrfurcht vor dem hat, was unter uns iſt, die chriſtliche, iſt ein letztes, wozu die Menſchheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter ſich liegen zu laſſen und ſich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, ſondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden uud Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde ſelbſt und Verbrechen nicht als Hinderniſſe, ſondern als Förderniſſe des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen! Hiervon finden ſich freilich Spuren zu allen Zeiten, aber Spur iſt nicht Ziel, und da dieſes einmal erreicht iſt, ſo kann die Menſchheit nicht wieder zurück, und man darf ſagen, daß die chriſtliche Religion, da ſie einmal erſchienen iſt, nicht wieder verſchwinden kann. Ich bekenne mich gern zu allen dreien Religionen, ſie zuſammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus dieſen drei Ehrfurchten entſpringt die oberſte Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt, und jene entwickeln ſich abermals aus dieſer, ſodaß der Menſch zum Höchſten gelangt, was er zu erreichen fähig iſt, daß er ſich ſelbſt für das Beſte halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ohne durch Dünkel und Selbſtheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden.

Thätigkeit ist die rechte Weise, Gott zu danken für die Gaben, die er uns verliehen hat; unabläſſige Thätigkeit ist zugleich das große Heilmittel für ſeeliſches Leiden und die Grundlage des menſchlichen Glückes. Sie ist auch der Spiegel, in dem wir uns und unſeren Wert erkennen können. Wie kann man ſich ſelbſt kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Verſuche deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist. — Was aber ist deine Pflicht? — Die Forderung des Tages. Welches Mittel haben wir, ſchmerzhaftes und tückiſches Schickſal zu überwinden? Das Sicherſte bleibt immer, daß wir Alles, was in und an uns ist, in That zu verwandeln ſuchen.

Die Wahrheit ist die Tugend, für die ich am meiſten gelitten habe; ernſtlichen Schaden hat ſie mir freilich nicht gebracht, ich habe mich je und je gefreut, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet hatte, von wo es ſo leicht ist, zum Großen überzugehen, das nur der höchſte, reinſte Punkt des Wahren ist. Aber den Leuten gefällt meine Echtheit nicht. Man war im Grunde nie zufrieden mit mir und wollte mich immer anders, als es Gott gefallen hatte, mich zu machen. Lobte man mich, ſo ſollte ich das nicht in freudigem Selbſtgefühl als einen ſchuldigen Tribut hinnehmen, ſondern man erwartete von mir irgend eine ablehnende beſcheidene Phraſe, worin ich demütig den völligen Unwert meiner Perſon und meines Werkes an den Tag legte. Das aber widerſtrebte meiner Natur, und ich hätte müſſen ein elender Lump ſein, wenn ich ſo hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber ſtark genug war, mich in ganzer Wahrheit ſo zu zeigen, wie ich fühlte, ſo galt ich für ſtolz und gelte noch ſo bis auf den heutigen Tag. In religiöſen Dingen, in wiſſenſchaftlichen und politiſchen, überall machte es mir zu ſchaffen,

daß ich nicht heuchelte und daß ich den Mut hatte, mich auszusprechen, wie ich empfand. Es ist schlimm, daß so wenig Wahrheit in der Welt ist. Wo kommt uns noch eine originelle Natur unverhüllt entgegen! Und wo hat einer die Kraft, wahr zu sein und sich zu zeigen, wie er ist?

Aber über allen anderen Tugenden steht eins: das beständige Streben nach oben, das Ringen mit sich selbst, das unersättliche Verlangen nach größerer Reinheit, Weisheit, Güte und Liebe. Nemo coronatur nisi qui certaverit ante, das war auch mein Glaube immer. Und ich darf sagen, daß ich es mir habe sauer werden lassen, daß ich das Leben ernsthaft nahm und mich stets zu bilden, belehren und bessern suchte. Ich suchte namentlich auch fernzuhalten, was mich auf Abwege führen konnte, denn ich spürte

Von allen Geistern, die ich jemals angelockt,
Fühl ich mich rings umsessen, ja umlagert.

Und ich rief mir oft selber zu:

Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen,
So bist du hundertmal entgangen!

Was wir in uns nähren, das wächst, das ist ein ewiges Naturgesetz. Es giebt ein Organ des Mißwollens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Opposition, der Zweifelsucht giebt. Je mehr wir ihm Nahrung zuführen, es üben, je mächtiger wird es, bis es sich zuletzt aus einem Organ in ein krankhaftes Geschwür umwandelt und verderblich um sich frißt. Dann setzt sich Reue, Vorwurf und andere Absurdität daran, wir werden ungerecht gegen Andere und gegen uns selbst. Die Freude an fremdem und eigenem Gelingen und Vollbringen geht verloren, aus Verzweiflung suchen wir zuletzt den Grund des Übels außer uns, statt ihn in unserer Verkehrtheit zu finden.

Ebenso kann und soll die Entwicklung umgekehrt sein. Ich habe oft die Genugthuung gehabt, daß ich bei Angriffen meiner Gegner mir sagen konnte, ich habe die getadelten Fehler bereits überwunden. Ein äußeres Hilfsmittel zur Veredelung ist das Tagebuchführen, auch habe ich mir wohl an Geburtstagen ernstlich überlegt, wo es noch fehle. Eine tägliche Übersicht des Geleisteten und Erlebten macht erst, daß man seines Thuns gewahr und froh werde, sie führt zur Gewissenhaftigkeit. Fehler und Irrtümer treten bei solcher täglichen Buchführung von selbst hervor, die Beleuchtung des Vergangenen wuchert für die Zukunft.

Wir sehen freilich manchmal nicht klar, wohin dieser oder jener Weg führt, aber stillstehen darf nimmer, wer nicht schwächer werden will.

Diese Richtung ist gewiß:
Immer schreite, schreite!
Finsternis und Hindernis
Bleiben dir bei Seite!

Ich betrachtete jüngst ein Bild, wo Christus auf dem Meere wandelt und Petrus, ihm auf den Wellen entgegenkommend, in einem Augenblick anwandelnder Mutlosigkeit sogleich einzusinken anfängt. Es ist dies eine der schönsten Legenden, die ich vor allen lieb habe. Es ist darin die hohe Lehre ausgesprochen, daß der Mensch durch Glauben und frischen Mut im schwierigsten Unternehmen siegen werde, dagegen bei anwandelndem geringstem Zweifel sogleich verloren sei. Tapferes, treues Vorwärtsdringen bewirkt stets ein göttliches Entgegenkommen.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,

dem Kartenglück entscheidet. Gott läßt auch zu, was er nicht will. Und den Dämonen gegenüber muß unsere bessere Natur sich kräftig durchhalten und ihnen nicht mehr Macht einräumen als billig.

Das freilich folgt aus unserer Betrachtung, daß man duldsam sein soll, zumal im Urteil über die Menschen, in denen die Dämonen sich besonders erweisen. Außerordentliche Menschen wie Napoleon treten aus der Moralität heraus, sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser.

Ich verhehle nicht, daß mich diese Menschen immer angezogen haben, wie man ja auch an den Helden meiner Dichtungen, der ausgeführten und geplanten, leicht erkennen mag.

Die Menschen demoralisieren einander viel zu viel. Pfaffen und Schulleute quälen unendlich. Die Weisen dagegen sagen: Beurteile Niemand, bis du an seiner Stelle gestanden hast! Davon rührt so viel Ungerechtigkeit her, daß wir Andere zu richten uns anmaßen, obwohl oder weil sie anders sind als wir und in anderen Welten leben. Denken Sie an Byron und seine Verkleinerer! Ist es nicht eines alten Griechen, eines Plutarch würdig, wie der Major Parry sie abfertigt? „Dem edeln Lord, sagt Parry, fehlten alle jene Tugenden, die den Bürgerstand zieren, und welche sich anzueignen er durch Geburt, durch Erziehung und Lebensweise gehindert war. Nun sind aber seine ungünstigen Beurteiler sämtlich aus der Mittelklasse, die denn freilich tadelnd bedauern, dasjenige an ihm zu vermissen, was sie an sich selber zu schätzen Ursache haben. Die wackeren Leute bedenken nicht, daß er an seiner hohen Stelle Verdienste besaß, von denen sie sich keinen Begriff machen können.“ Nicht

wahr, so etwas hört man nicht alle Tage! Und machen es nicht auch die Philosophen oft ähnlich wie die Philister des Mittelstandes? Sind sie nicht wie die Ärzte, die uns etwas verbieten oder vorschreiben, je nachdem sie selbst es hassen oder lieben? Der Eine ist zum Stoiker geboren, gelangt deshalb zum Stoizismus, und ebenso wird der Andere Epikuräer; Kant war von Natur mäßig, daher der Charakter seiner Philosophie.

Den gleichen Fehler des unbefugten Richtens macht das Alter oft gegen die Jugend. Wer sagt uns denn, daß wir im Alter mehr Recht haben als vor Jahrzehnten? Ich war in meinem vierzigsten Jahre über einige Dinge vollkommen so klar und gescheit wie jetzt und in manchen Hinsichten sogar besser. Und wenn man in der Jugend nicht tolle Streiche machte und mitunter einen Buckel voll Schläge mit wegnähme, was wollte man denn im Alter für Betrachtungsstoff haben? Da will jetzt meine Schwiegertochter eine thörichte Reise unternehmen, um ein Nichts! Aber ein solches Nichts ist der Jugend oft unendlich viel. Und im Ganzen genommen, was thuts? Man muß oft etwas Tolles unternehmen, um nur wieder eine Zeit lang leben zu können. In meiner Jugend habe ich es nicht besser gemacht, und doch bin ich noch ziemlich mit heiler Haut davongekommen.

Ich kann nur empfehlen, daß man jede Individualität gewähren lasse, zumal sie die Strafe ihrer Fehler von selbst bekommt. Im Scherze habe ich wohl gelehrt: „Kinderchen, ihr müßt lernen, mit Vergnügen irren zu sehen.“ Auch mit dem Ratgeben ist es ein eigenes Ding, und wenn man eine Welt gesehen hat, wo die gescheitesten Dinge mißlingen und das Absurdeste oft zu einem glücklichen Ziele führt, so kommt man wohl davon zurück, Jemand einen Rat erteilen

ängstigt, sodaß sie darüber den Verstand verlieren und ihr armseliges Dasein zuletzt in einem Tollhause endigen! Oder wenn Ihr durch manche Eurer orthodoxen, vor der Vernunft unhaltbaren Lehrsätze in die Gemüter Eurer christlichen Zuhörer die verderbliche Saat des Zweifels säet, sodaß diese halb starken, halb schwachen Seelen in einem Labyrinth sich verlieren, aus dem für sie kein Ausweg ist als der Tod! Was sagt Ihr da zu Euch selber, und welche Strafrede haltet Ihr Euch da? — Und nun wollt Ihr einen Schriftsteller zur Rechenschaft ziehen und ein Werk verdammen, das, durch einige beschränkte Geister falsch aufgefaßt, die Welt höchstens von einem Dutzend Dummköpfen und Taugenichtsen befreit hat, die gar nichts Besseres thun konnten, als den schwachen Rest ihres bischen Lebens vollends auszublasen! Ich dachte, ich hätte der Menschheit einen wirklichen Dienst geleistet und ihren Dank verdient, und nun kommt Ihr und wollt mir diese gute kleine Waffenthat zum Verbrechen machen, während ihr Andern, ihr Priester und Fürsten, Euch so Großes und Starkes erlaubt!"

Dieser Ausfall that auf meinen Bischof eine herrliche Wirkung. Er ward so sanft wie ein Lamm und benahm sich von nun an mit der größten Höflichkeit und dem feinsten Takt.

Eine ziemliche Reinigung der Kirche müssen wir übrigens der Reformation zuschreiben, wenn es dabei auch recht menschlich zuging und das Kirchliche gar oft nur der Firniß war, mit welchem man Leidenschaften und Bestrebungen überstrich, um Andere und sich selbst zu täuschen. Ihren rechten Ursprung hat sie doch in der germanischen Liebe zu persönlicher Freiheit. Wir wissen garnicht, was wir Luthern und der Reformation im Allgemeinen Alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit,

wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Muth, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.

Man fragt jetzt soviel, ob das und jenes in den Evangelien echt oder unecht, älter oder neuer sei. Das sind gar wunderliche Fragen. Was ist echt als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwicklung dient! Und was ist unecht als das Absurde, Hohle und Dumme was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute! Sollte die Echtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden, ob uns durchaus Wahres überliefert worden, so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Markus und Lukas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Ueberlieferung geschrieben, und das letzte, von dem Jünger Johannes, erst im höchsten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist.

Doch auf solche Fragen sollte die Kirche gar nicht soviel Kraft verwenden. Suchte man, was geliebt, gelebt und gelehrt werden soll, besser im Protestantismus auseinander

zu halten, legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgend Jemanden wider Willen aufzunötigen, oder sie wohl gar durch unzeitigen Spott oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst der Erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemeinen praktischen Bekenntnisse eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Thätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete. Hoffen wir, daß man nach dieser Richtung schreiten möge!

Je tüchtiger wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist.

Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bischen so oder so im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen.

Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Worts und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und That kommen.

Und immer werden die Menschen nach oben blicken und Frieden, Liebe und heiligen Geist von dorther sich ersehnen. Wie oft habe auch ich nach dem innern, vollkommenen Frieden verlangt:

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt — — —

Auch ich habe in ſchweren Stunden voll Sehnſucht nach dem Spender der Liebe emporgeblickt:

O laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen,
Und möcht' der Schmerz auch alſo fort
Durch Nerv und Adern wühlen.

Könnt ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden —
Ach dieſe lange tiefe Qual,
Wie dauert ſie auf Erden!

Und den alten Choral an den heiligen Geiſt habe auch ich mit eigenen Gedanken und eigenen Worten angeſtimmt:

Komm, heil'ger Geiſt, du Schaffender,
Komm, deine Seelen ſuche heim!
Mit Gnaden-Fülle ſegne ſie,
Die Bruſt, die du geſchaffen haſt.

Du heißeſt Tröſter, Paraklet,
Des höchſten Gottes Hoch-Geſchenk,
Lebend'ger Quell und Liebesglut
Und Salbung heiliger Geiſtes-Kraft.

Du ſiebenfältiger Gaben-Schatz,
Du Finger Gottes rechter Hand,
Von ihm verſprochen und geſchickt,
Der Kehle Stimm und Rede giebſt.

Den Sinnen zünde Lichter an,
Dem Herzen frohe Mutigkeit,
Daß wir, im Körper Wandelnden,
Bereit zum Handeln ſein, zum Kampf!

Mein politiſcher Glaube.

Deutſchland iſt und bleibt auf ewig das wahre Vaterland meines Geiſtes und Herzens.

Aber wie ſehr werde ich von meinen guten Deutſchen mißverſtanden! Von Manchen aus böſem Willen. Ich weiß recht gut, ich bin Vielen ein Dorn im Auge; ſie wären mich Alle ſehr gern los, und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, ſo will man an meinen Charakter. Bald ſoll ich ſtolz ſein, bald egoiſtiſch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenluſt verſunken, bald ohne Chriſtentum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutſchen!

Meinen Tadlern iſt mein Verhalten gegen Napoleon und die Franzoſen nicht recht. Sie meinen, ich hätte wie Andere zu den Waffen greifen oder wenigſtens Kriegslieder dichten ſollen. Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich haſſen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis, der Befreiungskampf, mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, ſo wäre ich ſicher nicht der Letzte geblieben, allein er fand mich als Einen, der bereits über die erſten Sechzig hinaus war.

Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weiſe dienen, ſondern Jeder thut ſein Beſtes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang ſauer genug werden laſſen. Ich kann ſagen, ich habe in den

Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk beſtimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gegönnt, ſondern immer geſtrebt, geforſcht und gethan, ſo gut und ſoviel ich konnte. Wenn Jeder von ſich daſſelbe ſagen kann, ſo wird es um Alle gut ſtehen!

Kriegslieder ſchreiben und im Zimmer ſitzen — das wäre meine Art geweſen! Aus dem Biwak heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorpoſten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen laſſen. Aber das war nicht mein Leben und meine Sache, ſondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden ſeine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegeriſche Natur bin und keinen kriegeriſchen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske geweſen ſein, die mir ſehr ſchlecht zu Geſicht geſtanden hätte.

Ich habe in meiner Poeſie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu ſchaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgeſprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Haſſes ſchreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzoſen nicht, obwohl ich Gott dankte, als wir ſie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung ſind, eine Nation haſſen können, die zu den kultivierteſten der Erde gehört und der ich einen ſo großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!

Überhaupt iſt es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den unterſten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am ſtärkſten und heftigſten finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verſchwindet und wo man gewiſſermaßen über den Nationen ſteht und man ein Glück oder ein Wehe ſeines

Nachbarvolks empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte.

Ich haßte die Franzosen nicht, aber man glaube doch nicht, daß ihre zahlreichen Übergriffe nicht auch mich mit Zorn und Scham erfüllt hätten. Ich war schon in den Kriegslagern bei Verdun und vor Mainz der Ansicht, daß die Franzosen ein für alle mal in dem lieben deutschen Vaterlande nichts taugen, weder ihr Wesen, noch ihre Waffen, noch ihre Gesinnungen. Und so fühlte ich auch zu Napoleons Zeit und erst recht dann, als die Franzosen gegen meinen Fürsten Böses im Schilde führten, weil sie seine Hinneigung zu Preußen kannten und in einigen freundlichen Handlungen für preußische Krieger eine Verschwörung erblicken wollten. Da stand ich ganz auf Seiten unseres mutigen Herzogs und dachte: jetzt muß er Land und Thron auf das Spiel setzen! Und ich malte mir aus, wie wir beide mit dem Stocke in der Hand ins Elend zögen: Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: Das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war, weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Totenbette besuchte, weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen. Ich phantasierte weiter: Ich will ums Brot singen, ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen, ich will in alle Dörfer und alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist. Die

Schande der Deutſchen will ich beſingen, und die Kinder ſollen mein Schandlied auswendig lernen, bis ſie Männer werden. — — Komm an Franzos! — — So fühlte auch ich oft genug, aber bei nüchternem Bedenken erſchien mir der Kampf der armen deutſchen Nation gegen einen ſolchen Feind hoffnungslos. Und ich war als Miniſter gewiß zu nüchternem Bedenken verpflichtet.

Und dann will ich nicht verſchweigen, daß ich Napoleon bewunderte. Er imponierte mir wie kaum ein Andrer; er hatte den größten Verſtand, den je die Welt geſehen. Der gewöhnliche Maßſtab für Menſchen iſt bei ihm nicht angebracht, er war eine Naturgewalt. Ich dachte mir zur Zeit ſeiner Herrſchaft oft: Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann iſt euch zu groß, ihr werdet ſie nicht zerbrechen. Auch war ich nie ein Freund feindlicher, langwieriger Oppoſition; lieber habe ich mich in mein eigenes Schneckenhaus zurückgezogen und da nach Belieben gehauſet. So hielt ich es auch in der Franzoſenzeit. Wie ich ſchon ſagte: ich bin nicht kriegeriſch geſinnt. Der Krieg iſt in Wahrheit eine Krankheit, wo die Säfte, die zur Geſundheit und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes zu ernähren. Und gegen Volkserhebungen habe ich ſeit meinen jungen Jahren ein tiefes Mißtrauen. Selbſt 1813 mußte ich mich fragen: Iſt denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will? Und iſt denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt ſich, wer gewaltſam aufgeſtöbert wird? Wir ſprechen nicht von den Tauſenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir ſprechen von der Menge, den Millionen. Dieſe Menge ſieht nicht, wer uns Alles bedroht. Wir haben uns ſeit einer langen Zeit gewöhnt, unſern Blick nur nach Weſten zu richten und alle Gefahr

nur von dorther zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch weithin nach Morgen aus. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht würden wir es aber Befreiung nennen — nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Lassen Sie mich nicht mehr sagen!

* * *

Meine Stellung zur Revolution verdenkt man mir fast ebenso wie die zu Napoleon. Ich wüßte nicht, daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebensowenig als ich ein Freund eines Ludwigs des Fünfzehnten bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebensoviel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes?

Ich schrieb meine „Aufgeregten" zur Zeit der französischen Revolution, und man kann sie gewissermaßen als mein politisches Glaubensbekenntnis jener Zeit ansehen. Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt, und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll. Die Gräfin kommt soeben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der

revolutionären Vorgänge gewesen und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der unteren Klassen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind. Jede Handlung, die mir unbillig erscheint, sagt sie, will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche Handlungen Anderer in der Gesellschaft und bei Hofe meine Meinung laut sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verschrien werden sollte.

Ich dächte, diese Gesinnung wäre durchaus respektabel. Sie war damals die meinige und ist es noch jetzt. Zum Lohne dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag. Wohl habe ich im Sommer 1792 an der unglücklichen Kampagne gegen die aufständischen Franzosen teilgenommen, aber auch da war mir weder am Tode der aristokratischen noch demokratischen Sünder etwas gelegen.

Man beliebt einmal, mich nicht so sehen zu wollen wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als ein besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es Anderen vor mir nicht besser gegangen.

Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein; denn ihre Greuel standen mir zu nahe, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgiltig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Scenen

herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Notwendigkeit waren. Ebenſo wenig aber war ich ein Freund herriſcher Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes iſt, ſondern der Regierung. Revolutionen ſind ganz unmöglich, ſobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach ſind, ſodaß ſie ihnen durch zeitgemäße Verbeſſerungen entgegenkommen und ſich nicht ſolange ſträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird.

Warum denn wie mit einem Beſen
Wird ſo ein König ausgekehrt?
Wärens *Könige* geweſen,
Die ſtänden noch alle unverſehrt!

Auch zu den Freiheitsbeſtrebungen, die nach der Beſiegung Napoleons beſonders unſere Jugend ergriffen, habe ich mich nicht ermutigend ſtellen können und wollen. Ich fand die Reden auf dem Wartburgfeſte gar nicht ſo übel, allerlei Ungeſchicklichkeiten abgerechnet; ich fand in den Studentenliedern jener Tage viel herrlichen Schwung; es war ja auch ſchön, wie die Jugend aus allen Weltgegenden zuſammenkam, um ſich feſter für das Gute zu verbünden. Aber ich ahnte doch Unheil aus dieſer Wartburgfeier und ich hätte ſie gern verhindert. Quiconque rassemble le peuple, l'émeut. Einer der Studenten, die dort geredet haben, hat mich beſucht; ich habe ihn ſtumm und kalt aufgenommen, habe jedes Geſpräch von Politik ſogleich abgebrochen, aber ich habe mit Gewalt an mich halten müſſen. Ich hätte ihm um den Hals fallen und ihn küſſen und ſagen mögen: „Lieber Junge, ſei nur nicht ſo dumm!“ Ja, damals habe ich fleißig niederſchlagende Pülverchen eingerührt, damit ſie nur meinen lieben jungen Leuten, meinen lieben Brauſeköpfen, nichts thäten.

Aber doch heißt es bei den Freiheitsaposteln und Volksverführern, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fürstenknecht. Als ob damit etwas gesagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? Diene ich etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das Innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet, aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte, und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern. Für sich persönlich, was hat er denn von seinem Fürstenstande, als Last und Mühe? Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unsere Seestädte und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmannes besser bestellt finden als die seinigen.

Wir werden diesen Herbst den Tag feiern, an welchem der Großherzog seit fünfzig Jahren regiert und geherrscht hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen: was war es weiter als ein beständiges Dienen? Was war es als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohle seines Volkes! Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist. Aber ich verstehe wohl, wie der „Fürstenknecht“ gemeint ist, ich sehe schon meine Grabschrift voraus:

Verſtanden hat er vieles recht,
Doch ſollt er anders wollen.
Warum blieb er ein Fürſtenknecht?
Hätt' unſer Knecht ſein ſollen!

Als Gegner des Volks ſoll ich natürlich auch ein Gegner der Freiheit ſein. Es iſt mit der Freiheit ein wunderlich Ding, und Jeder hat leicht genug, wenn er ſich nur zu finden weiß. Und was hilft uns ein Überfluß von Freiheit, die wir nicht gebrauchen können? — Hat Einer nur ſo viel Freiheit, um geſund zu leben und ſein Gewerbe zu treiben, ſo hat er genug, und ſoviel hat leicht ein Jeder.

Und dann ſind wir Alle nur frei unter gewiſſen Bedingungen, die wir erfüllen müſſen. Der Bürger iſt ſo frei wie der Adelige, ſobald er ſich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch ſeinen Stand, worin er geboren, angewieſen. Der Adlige iſt ſo frei wie der Fürſt; denn wenn er bei Hofe nur das wenige Zeremoniell beobachtet, ſo darf er ſich als ſeinesgleichen fühlen. Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, ſondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns iſt. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unſere Anerkennung an den Tag, daß wir ſelber das Höhere in uns tragen und wert ſind, ſeinesgleichen zu ſein. Ich bin bei meinen Reiſen oft auf norddeutſche Kaufleute geſtoßen, welche glaubten, meinesgleichen zu ſein, wenn ſie ſich roh zu mir an den Tiſch ſetzten. Dadurch waren ſie es nicht; allein ſie wären es geweſen, wenn ſie mich hätten zu ſchätzen und zu behandeln gewußt.

Freiheit iſt nichts als die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu thun. Auch das ſei geſagt:

ich habe immer nur die auf Despoten ſchimpfen hören, die ſelbſt Despoten waren, kleine oder große.

Unſere Politiker ſcheiden ſich in die beiden großen Parteien der Royaliſten und Liberalen oder der Ariſtokraten und Demokraten. Viel macht für unſere Stellung das Lebensalter aus. In der Jugend, wo wir nichts beſitzen oder doch den ruhigen Beſitz nicht zu ſchätzen wiſſen, ſind wir Demokraten; ſind wir aber in einem langen Leben zu Eigentum gekommen, ſo wünſchen wir dieſes nicht allein geſichert, ſondern wir wünſchen auch, daß unſere Kinder und Enkel das Erworbene ruhig genießen mögen. Ich kann nach meinen Erfahrungen kein Demokrat ſein und nicht an die Weisheit der Mehrheitsbeſchlüſſe glauben. Alles Große und Geſcheidte exiſtiert in der Minorität. Es hat Miniſter gegeben, die Volk und König gegen ſich hatten und die ihre großen Pläne einſam durchführten. Es iſt nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenſchaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Beſitze einzelner Vorzüglicher ſein.

Laßt euch mit dem Volk nur ein,
Populariſchen! Entſchied es,
Wellington und Ariſtides
Werden bald bei Seite ſein!

In dem, was ich ſelber zu thun und zu treiben hatte, habe ich mich darum immer als Royaliſt behauptet. Die Andern habe ich ſchwatzen laſſen und ich habe gethan, was ich für gut fand. Ich überſah meine Sache und wußte, wohin ich wollte. Hatte ich als Einzelner einen Fehler begangen, ſo konnte ich ihn wieder gut machen; hätte ich ihn aber zu Dreien und Mehreren begangen, ſo wäre ein Gutmachen unmöglich geweſen, denn unter Vielen iſt zu vielerlei Meinung.

Ariſtokratismus im eigentlichen Sinne iſt das Einzige und Rechte.

Die Liberalen mögen reden; denn wenn ſie vernünftig ſind, hört man ihnen gern zu, allein den Royaliſten, in deren Händen die ausübende Gewalt iſt, ſteht das Reden ſchlecht: ſie müſſen handeln. Mögen ſie Truppen marſchieren laſſen und köpfen und hängen; das iſt recht. Allein in öffentlichen Blättern Meinungen bekämpfen und ihre Maßregeln rechtfertigen, das will ihnen nicht kleiden. Gäbe es ein Publikum von Königen, da möchten ſie reden.

Die Liberalen mögen reden, aber nichts iſt mir widerlicher als beſtändige Nörgelei. Hätte ich das Unglück, einmal in der Oppoſition ſein zu müſſen, ich würde lieber Aufruhr und Revolution machen, als mich im finſteren Kreiſe ewigen Tadels des Beſtehenden herumzutreiben.

Mir iſt das Volk zur Laſt,
Meint es doch dies und das.
Weil es die Fürſten haßt,
Denkt es, es wäre was.

Wenn ich das Schlechte ſchlecht nenne, was iſt da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute ſchlecht, ſo iſt viel geſchadet. Wer recht wirken will, muß nie ſchelten, ſich um das Verkehrte garnicht bekümmern, ſondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingeriſſen, ſondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menſchheit reine Freude empfinde.

Die Liberalen mögen auch fleißig ſchreiben, aber ich habe ſtets gegen die Preßfreiheit geſprochen und geſtimmt. Was haben wir denn von dieſer ſcharmanten Preßfreiheit gehabt, als daß Jeder über den Andern ſoviel Schlechtes und Niederträchtiges ſagen konnte als ihm beliebte? Ich ſehe es gern,

daß man sie jetzt auch in Frankreich einschränkt, zumal da die Einschränkungen nichts Wesentliches betreffen, sondern nur gegen Persönlichkeiten gehen. Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nötigt sie, geistreich zu sein, und das ist ein sehr großer Vorteil. Direkt und grob seine Meinung herauszusagen, mag nur entschuldigt werden können und gut sein, wenn man durchaus recht hat. Eine Partei hat aber nicht durchaus recht, eben weil sie Partei ist, und ihr steht daher die indirekte Weise wohl, worin die Franzosen von je große Muster waren. Zu meinem Diener sage ich geradezu: „Hans, zieh mir die Stiefel aus!“ Das versteht er. Bin ich aber mit einem Freunde und ich wünsche von ihm diesen Dienst, so kann ich mich nicht so direkt ausdrücken, sondern ich muß auf eine anmutige, freundliche Wendung sinnen, wodurch ich ihn zu diesem Liebesdienst bewege. Die Nötigung regt den Geist auf, und aus diesem Grunde, wie gesagt, ist mir die Einschränkung der Preßfreiheit sogar lieb. Die Franzosen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geistreichste Nation zu sein, und sie verdienen es zu bleiben. Wir Deutschen fallen mit unserer Meinung gern gerade heraus und haben es im Indirekten noch nicht sehr weit gebracht.

Zu bedenken ist auch das: Die Deutschen haben von jeher die Art, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehen als der, der sein Leben damit zugebracht. Und darauf sollte man hören?

Ich bin so sehr geplagt
Und weiß nicht, was sie wollen,
Daß man die Menge fragt,
Was Einer hätte thun sollen!

Aber wenn ich so rede und mich auch einen Royalisten

nenne, möchte ich nicht verstanden wissen, daß ich unbedingt am Alten hänge und jedem Fortschritt widerstrebe. Weil ich die Revolution haßte, nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreiten begriffen und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist.

Das habe ich nicht erst heute erkannt, sondern ich habe es schon ausgesprochen, als ich die französische Revolution ahnte und fürchtete. Denn damals, 1789, schrieb ich jene Stelle in meinen „Faust" hinein:

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ewge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Davon ist leider nie die Frage.

Aber es ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volke auf einer gewissen Altersstufe eine wohl-

thätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher thöricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihr und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern; denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfnis; er war eben so sichtbar mit Luther, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte waren nicht Freunde des Bestehenden, vielmehr waren beide lebhaft durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse und daß es nicht fernerhin im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne.

Man möge es mir doch glauben, wie sehr ich mich über jede Verbesserung freue, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber, wie gesagt, jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn das ist nicht naturgemäß. Ich liebe die Rose als das Vollkommenste, was unsere deutsche Natur als Blume gewähren kann, aber ich bin nicht Thor genug, zu verlangen, daß mein Garten sie mir schon Ende April gewähren soll.

Ich bin so wenig Parteimann, daß ich mich ebenso, wie ich mich einen Royalisten genannt habe, auch als einen gemäßigten Liberalen bezeichnen dürfte; das sind schließlich alle vernünftigen Leute, und in diesem Sinne zu wirken habe ich mich während meines langen Lebens auch bemüht. Der

wahre Liberale ſucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote ſtehen, ſo viel Gutes zu bewirken, als er nur immer kann, aber er hütet ſich, die oft unvermeidlichen Mängel ſogleich mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen. Er iſt bemüht, durch ein kluges Vorſchreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltſame Maßregeln zugleich oft ebenſo viel Gutes mit zu verderben. Er begnügt ſich in dieſer ſtets unvollkommenen Welt ſo lange mit dem Guten, bis ihn, das Beſſere zu erreichen, Zeit und Umſtände begünſtigen. Durch ein Gewähren mäßiger Freiheit wird einem allzu ungeſtümen Freiheitsdrange vorgebeugt, und ſchon dadurch empfiehlt ſich die Politik des gemäßigten Liberalismus. Mit Recht hat unſer Großherzog ſeinem Lande eine Verfaſſung verliehen. Die Konſtitutionen ſind wie die Kuhpocken, ſie führen über einmal graſſierende Krankheiten leichter hinweg, wenn man ſie zeitig einimpft. Aber man überſehe nicht, wohin es führt, wenn man einmal einen Teil des Volkes am Regiment beteiligt; es werden auch Andere kommen und gleiches Recht verlangen.

Konſtitutionell ſind wir alle auf Erden;
Niemand ſoll beſteuert werden,
Als wer repräſentiert iſt.
Da dem alſo iſt,
Frag ich und werde kühner:
Wer repräſentiert denn die Diener?

Auch dieſe Mitherrſchaft der Arbeiter wird nicht ausbleiben und die Welt muß eben durch den Verſuch erfahren, was dabei herauskommt.

Was die Großen Gutes thaten,
Sah ich oft in meinem Leben.
Was uns nun die Völker geben

Deren auserwählte Weiſen
Nun zuſammen ſich beraten,
Mögen unſre Enkel preiſen,
Dies erleben!

* *
*

Da ich ſo viele Jahre in der Verwaltung unſeres kleinen Landes mitgewirkt habe, ſo habe ich meine eigenen Gedanken über die rechte Art des Regierens. Ich ſelbſt wirkte ſtets ganz nach meiner Weiſe: als Menſch, nicht kanzleimäßig, nicht ſo direkt und folglich etwas minder platt. Ich ſuche jeden Untergebenen frei im gemeſſenen Kreiſe ſich bewegen zu laſſen, damit er auch fühle, daß er ein Menſch ſei. Es kommt Alles auf den Geiſt an, den man einem öffentlichen Weſen einhaucht, und auf Folge.

Oft haben wir zwei Wege, ein bedeutendes Ziel zu erreichen und Großes zu leiſten: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhaßt, reizt zu Gegenwirkung auf und iſt überhaupt nur wenigen Begünſtigten verliehen. Folge aber, beharrliche ſtrenge, kann auch vom Kleinſten angewendet werden und wird ſelten ihr Ziel verfehlen, da ihre ſtille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltſam wächſt. Wo ich nun nicht mit Folge wirken, fortgeſetzt Einfluß üben kann, iſt es geratener, garnicht wirken zu wollen.

Mir iſt in allen Geſchäften und Lebensverwickelungen das Abſolute meines Charakters ſehr zu Statten gekommen; ich konnte Vierteljahre lang ſchweigen und dulden wie ein Hund, aber meinen Zweck immer feſthalten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, ſo drängte ich unbedingt mit aller Macht zum Ziele, mochte fallen rechts oder links, was da wollte. Aber wie bin ich oft verläſtert worden, bei meinen edelſten

Handlungen am meiſten! Doch das Geſchrei der Leute kümmerte mich nichts. — —

Ich nahm alle Zuſtände der Perſonen, meine Kollegen z. B., durchaus real, als gegebne, einmal fixierte Naturweſen, die nicht anders handeln können als ſie handeln, und ordnete danach mein Verhältnis zu ihnen. Wie ſchwer machte man es mir, als mein Fürſt mir, dem jungen Frankfurter Doktor, anfing, die höchſten Staatsämter anzuvertrauen! Da gab es viele Ekelverhältniſſe mit neidiſchen und widerhaarigen Kollegen. Wenn man aus ſeinem Haus trat, ging man auf lauter Kot, und weil ich mich nicht um Lumpereien kümmerte, nicht klatſchte und keine Rapporteurs hielt, handelte ich oft dumm. Dann grübelte ich wohl nach, bis daß Abends mein ganzes Weſen zwiſchen den Augenknochen ſich zuſammenzudrängen ſchien. Und ich kam zu dem Reſultat: durch Ruhe und Geradheit geht doch Alles durch. Dann arbeitete ich fleißiger als alle die Andern, enthielt mich oft des Weines, um meine Kraft zu ſteigern, und wenn in einem Departement die Unordnung noch ſo groß war, ſo ſetzte ich mir gerade in den Kopf: ich wills ſo ſauber ſchaffen, als wenns die Tauben geleſen hätten. So durfte ich nach und nach ein allgemeines Zutrauen fühlen. Einen Parvenu wie mich konnte bloß die entſchiedenſte Uneigennützigkeit aufrecht erhalten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegenteil, aber ich habe meinen ſchriftſtelleriſchen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugeſetzt und erſt mit 1200 Thalern, dann mit 1800 Thalern bis 1815 gedient. Meine Perſon ließ ich bei allen Geſchäften nach Möglichkeit aus dem Spiele. Da ſchwanden die Hinderungen von außen, in mir blieben freilich noch viele zurück. Die menſchlichen Gebrechen ſind rechte Bandwürmer; man reißt wohl einmal ein

Stück los, und der Stock bleibt immer ſitzen. Ich will doch Herr werden, dachte ich ſtets. Niemand als wer ſich ganz verleugnet, iſt wert zu herrſchen und kann herrſchen. Die Geſchäfte müſſen abſtrakt, nicht menſchlich, mit Neigung oder Abneigung, Leidenſchaft, Gunſt behandelt werden, dann ſetzt man mehr und ſchneller durch. Auch keine Rekriminationen, keine Vorwürfe über Vergangenes, nun doch nicht zu Änderndes! Jeder Tag beſtehe für ſich; wie kann man leben, wenn man nicht jeden Abend ſich und Andern ein Abſolutorium erteilt!

Beſonders habe ich mich vor aller Parteilichkeit und Günſtlingswirtchaft gehütet. Am deutlichſten habe ich das am Theater bewieſen; da war mein Grundſatz ſtets: ſeine Gunſt vertheilen, nie einen Günſtling haben, ſonſt windet man das Ruder ſich ſelbſt aus der Hand.

Es fehlte bei unſerm Theater nicht an Frauenzimmern, die ſchön und jung und dabei von großer Anmut der Seele waren. Ich fühlte mich zu mancher leidenſchaftlich hingezogen, auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein, ich faßte mich und ſagte: nicht weiter! — Ich ſtand hier nicht als Privatmann, ſondern als Chef einer Anſtalt, deren Gedeihen mir mehr galt als mein augenblickliches Glück. Dadurch aber, daß ich mich durchaus rein erhielt und immer Herr meiner ſelbſt blieb, blieb ich auch Herr des Theaters, und es fehlte mir nie die nötige Achtung, ohne welche Autorität bald dahin iſt.

Wie ich ſelbſt in jungen Jahren ſchwierige Geſchäfte übernehmen mußte, ſo meine ich auch heute noch nicht, daß hohes Alter für hohe Ämter notwendig ſei. Wäre ich ein Fürſt, ſo würde ich zu meinen erſten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und

nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter in gewohntem Geleise langsam gemächlich fortgehen, wobei denn freilich nicht viel Gescheidtes zu Tage kommt. Junge Männer wollte ich haben, aber es müßten Kapazitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet, und dabei vom besten Wollen und edelsten Charakter. Da wäre es eine Lust zu herrschen und sein Volk vorwärts zu bringen! Aber wo ist ein Fürst, dem es so wohl würde und der so gut bedient wäre!

Ebensowenig wie ein höheres Alter möchte ich unseren Beamten große Gelehrsamkeit vorschreiben. Überall treibt man auf Akademien viel zu viel und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus, bei Weitem über die Bedürfnisse der Hörer. Namentlich kann ich es nicht billigen, daß man von den studierenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretische Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruiniert werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuren Vorrat von philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufs garnicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt; es fehlt ihnen die nötige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerläßlich ist.

Und dann: bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll Einer gegen Andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist?

Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der

dritte Teil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier thäte es not, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen. Ich kann keine Menschen mit Brillen ertragen, aber nimmt die Zahl solcher Leute nicht beständig zu?

Da wir einmal bei der Volksgesundheit, einem der wichtigsten Objekte aller Staatskunst, sind: Es geht uns alten Europäern übrigens mehr oder weniger allen herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich und kompliziert, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur, und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann ist fein und höflich, aber niemand hat den Mut, gemütlich und wahr zu sein, so daß ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack durchaus rein zu genießen.

Und das Übel häuft sich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unsrer Väter zu leiden haben, sondern wir überliefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unseren eigenen vermehrt, unsern Nachkommen.

Unser Landvolk hat sich freilich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange im Stande sein, uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und auffrischen.

Aber gehen Sie einmal in unsere großen Städte, und es wird Ihnen anders zu Mute werden! Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten „Hinkenden Teufels“ oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geschichten zuflüstern, daß Sie über das Elend erschrecken und über die Gebrechen erstaunen, von denen die menschliche Natur heimgesucht ist und an denen die Gesellschaft leidet. Wir wollen aber auch den Städten und ihren Bürgern ihr Recht zukommen lassen; welche Mängel sie auch haben, das Landvolk hat ebenso seine eigentümlichen Fehler; wir müssen wünschen, daß stets die Städte ihnen gegenüber Widerpart halten können.

Wie alles war in der Welt entzweit,
Fand jeder in Mauern gute Zeit.
Der Ritter duckte sich hinein,
Bauer in Not fand's auch gar fein.
Wo käm die schönste Bildung her,
Und wenn sie nicht vom Bürger wär?
Wenn aber sich Ritter und Bauern verbinden,
Da werden sie wohl die Bürger schinden!

Wir sprachen eben von den Beamten, was thut denn dem Fürsten not? Da ist erstens zu wünschen, daß er ein bedeutender Mensch sei. Das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen, denn man sage, was man will: das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Unterthanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen. „Dem Talente offene Bahn!“ war der bekannte Spruch Napoleons, der freilich in der Wahl seiner Leute einen besonderen Takt hatte, der jede bedeutende Kraft an die Stelle

zu ſetzen wußte, wo ſie in ihrer eigentlichen Sphäre erſchien, und der daher auch in ſeinem Leben bei allen großen Unternehmungen bedient war wie kaum ein Anderer.

Allerdings war ſeine Perſönlichkeit eine überlegene. Die Hauptſache aber beſtand darin, daß die Menſchen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deshalb fielen ſie ihm zu, ſowie ſie es jedem thun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt. Fallen doch die Schauſpieler einem neuen Regiſſeur zu, von dem ſie glauben, daß er ſie in gute Rollen bringen werde. Niemand dient einem anderen aus freien Stücken; weiß er aber, daß er damit ſich ſelber dient, ſo thut er es gern. Napoleon kannte die Menſchen zu gut und er wußte von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen.

Dem Fürſten iſt ferner Beliebtheit und Volkstümlichkeit zu wünſchen. Um populär zu ſein, braucht ein großer Regent weiter kein Mittel als ſeine Größe. Hat er ſo geſtrebt und gewirkt, daß ſein Staat im Innern glücklich und nach außen geachtet iſt, ſo mag er mit allen ſeinen Orden im Staatswagen, oder er mag im Bärenfelle und die Zigarre im Munde auf einer ſchlechten Droſchke fahren, es iſt alles gleich: er hat einmal die Liebe ſeines Volkes und genießt immer dieſelbige Achtung. Fehlt aber einem Fürſten die perſönliche Größe und weiß er nicht durch gute Thaten bei den Seinen ſich in Liebe zu ſetzen, ſo muß er auf andere Vereinigungsmittel denken, und da giebt es kein beſſeres und wirkſameres, als die Religion und den Mitgenuß und die Mitübung derſelbigen Gebräuche. Sonntäglich in der Kirche erſcheinen, auf die Gemeinde herabſehen und von ihr ein Stündchen ſich anblicken zu laſſen, iſt das trefflichſte Mittel zur Popularität, das man jedem jungen Regenten anraten

möchte und das, bei aller Größe, ſelbſt Napoleon nicht verſchmäht hat.

In kriegeriſchem Ehrgeiz ſoll man ihm freilich nicht folgen. Unſere Fürſten lieben es, in Uniform zu erſcheinen und Soldaten zu ſein, darunter darf jedoch die friedliche, verträgliche Geſinnung nicht leiden. Denn da eigentlich der Zweck des Krieges nur der Friede ſein kann, ſo geziemt es einem Krieger gar wohl, wenn er ohne Krieg Frieden machen und erhalten kann.

* * *

Um zu den einzelnen Fragen einer guten Landesverwaltung einige Worte zu ſagen, ſo will ich mit den Katholiken und Juden beginnen. Ich war gegen unſer neues Juden-Geſetz, das die Heirat zwiſchen beiden Glaubensverwandten geſtattet; ich meine, der Generalſuperintendent müſſe eher ſein Amt niederlegen, als daß er die Trauung einer Jüdin im Namen der heiligen Dreifaltigkeit dulde; jede Verachtung der religiöſen Gefühle im Volke bringt Unheil. Aber ich haſſe die Juden nicht. Was ſich in meiner früheren Jugend als Abſcheu gegen die Juden in mir regte, war mehr Scheu vor dem Rätſelhaften, vor dem Unſchönen. Meine Verachtung, die ſich wohl zu regen pflegte, war mehr der Reflex der mich umgebenden chriſtlichen Männer und Frauen. Erſt ſpäter, als ich viele geiſtbegabte, feinfühlige Männer dieſes Stammes kennen lernte, geſellte ſich Achtung zu der Bewunderung, die ich für das bibelſchöpferiſche Volk hege, und für den Dichter, der das hohe Liebeslied geſungen.

Den Katholiken dagegen iſt garnicht zu trauen. Man ſieht, welch ſchlimmen Stand die zwei Millionen Proteſtanten gegen die Übermacht der fünf Millionen Katholiken bisher

in Irland gehabt haben, und wie z. B. arme protestantische Pächter gedrückt, schikaniert und gequält wurden, die von katholischen Nachbarn umgeben waren. Die Katholiken vertragen sich unter sich nicht, aber sie halten immer zusammen, wenn es gegen einen Protestanten geht. Sie sind einer Meute Hunde gleich, die sich unter einander beißen, aber sobald sich ein Hirsch zeigt, sogleich einig sind und in Masse auf ihn losgehen.

Bei ihnen sind auch alle Vorsichtsmaßregeln unnütz. Der päpstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie im Stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben. Säße ich jetzt im englischen Parlamente, ich würde auch die Emanzipation, d. h. die Selbstverwaltung der Iren, nicht hindern, aber ich würde zu Protokoll nehmen lassen, daß, wenn der erste Kopf eines bedeutendern Protestanten durch die Stimme eines Katholiken falle, man an mich denken möge.

Und nun zu einigen Zeitfragen: Duellwesen, Impfzwang, Bodenbesitz. Die Aufregung gegen die Duelle verstehe ich nicht. Was kommt auf ein Menschenleben an? Eine einzige Schlacht rafft Tausende hinweg. Es ist wichtiger, daß das Prinzip des Ehrenpunktes, eine gewisse Garantie gegen rohe Thätlichkeiten, lebendig erhalten werde. Ebenso billige ich das Geschrei gegen den Impfzwang durchaus nicht. Auch wenn wir zuweilen von einem Mißerfolg des Impfens hören, bin ich dafür, daß man von dem strengen Gebot der Impfung auch ferner nicht abgehe, indem solche kleine Ausnahmen gegen die unübersehbaren Wohlthaten des Gesetzes garnicht in Betracht kommen, sowie ich immer dafür bin, strenge auf ein Gesetz zu halten, zumal in einer Zeit wie die jetzige, wo man aus Schwäche und Liberalität mehr nachgiebt als billig.

Zur Bodenfrage will ich bemerken, daß ſie für die Städte überaus wichtig iſt. Im Sommer 1797 war ich mehrere Tage in Heilbronn und ſah mit vielem Vergnügen, wie wohlhabend dieſe Stadt trotz der Kriegsläufte geblieben war, und das verdankte ſie beſonders ihrem ausgebreiteten Grundbeſitz. So beſaß die Stadt auch eine Schneidemühle, die das Monopol hatte, Bauholz und Bretter zu verkaufen; jedoch war den vorbeifahrenden Flößern geſtattet, auch unmittelbar an die Bürger zu verkaufen, wenn ſie zugleich an die ſtädtiſche Schneidemühle eine Abgabe zahlten. So hatte man den Nutzen des Monopols ohne den Schaden einer übermäßigen Teuerung. Das beſte Zeichen einer guten Wirtſchaft iſt, daß die Stadt fortfährt, Grundſtücke zu kaufen, beſonders von fremden Beſitzern in der Nachbarſchaft. Hätten die Reichsſtädte in früherer Zeit dieſen großen Grundſatz von den Klöſtern gelernt, ſo hätten ſie ſich noch ſehr erweitern und zum Teil manchen Verdruß erſparen können.

Ich denke dabei auch an die kleinen Leute. Ich habe die Induſtrie mit dem größten Eifer zu fördern geſucht und mir viele Gedanken gemacht, wie ich den armen Bewohnern unſeres Landes beſſere Einnahmen und größeren Schutz gegen allerlei Schädlichkeiten verſchaffen könnte. Bei Feuersbrunſt und Waſſersnot bin ich in jungen Jahren ſtets ſelbſt zur Stelle geweſen, und ich blieb in der Glut, bis mir das Waſſer in den Stiefeln ſiedete und die Augenbrauen verſengt waren. Stets empfand ich aufrichtige Liebe zu der Klaſſe von Menſchen, die man die niedere nennt. Die aber gewiß vor Gott die höchſte iſt! Da ſind doch alle Tugenden beiſammen: Beſchränktheit, Genügſamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichſte Gute, Harmloſigkeit, Dulden. Es war mir ſtets eine rechte Luſt, wenn ich auf

meinen Reisen unerkannt mit ihnen leben konnte. Fürwahr, keiner von ihnen hat Ursache, sich gegen die Größten gering zu achten. Denn wenn der Größte ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, so zieht ihn der ärmste Hallore heraus. So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Orte, zu seiner Zeit alles Übrige gleichwägt. So kann ich es auch nicht billigen, wenn man sich der Armen bloß durch Wohlthätigkeit zu entledigen sucht. Vergnügungen (Bälle, Konzerte 2c.) zum Besten der Armen kommen mir vor wie eine Ökonomie, wo man mit den Abgängen des Eßbaren noch die Schweine füttert.

* * *

Und nun zur äußeren Politik dies und das, was mir in den Sinn kommt! In der inneren Politik meine ich: man sollte überhaupt nie eine Handlungsweise eine Staatstugend nennen, die gegen die Tugend im Allgemeinen geht. Gegen andere Völker kann die bürgerliche Moral nicht immer angewendet werden. Ich billige es deshalb durchaus, daß man Raumers „Untergang Polens“ verboten hat. Preußens frühere Handlungsweise gegen Polen jetzt wieder aufzudecken und in übles Licht zu stellen, kann nur schaden, nur aufreizen. Ich stelle mich höher als die gewöhnlichen platten moralischen Politiker; ich spreche es geradezu aus: kein König hält Wort, er kann es nicht halten, er muß stets den gebieterischen Umständen nachgeben. Die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweise untergehen: sollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Rußland und Österreich zugriffen? Für uns arme Philister ist die entgegengesetzte Handlungsweise Pflicht, nicht für die Mächtigen der Erde.

Die Gefahr, die uns aus dem Osten droht, habe ich früher schon angedeutet. Weiter haben wir uns ein richtiges Bild zu machen von den Franzosen und Engländern; die Franzosen sind freilich unberechenbar. Die französische Nation ist die Nation der Extreme; sie kennt in Nichts Maß. Mit gewaltiger moralischer und physischer Kraft ausgestattet, könnte das französische Volk die Welt heben, wenn es den Zentralpunkt zu finden vermöchte; es scheint aber nicht zu wissen, daß, wenn man große Lasten heben will, man ihre Mitte auffinden muß. Es ist dies das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäusnacht und die „Feier der Vernunft", den Despotismus Ludwigs XIV. und die Orgien der Sansculotten, beinahe in demselben Jahre die Einnahme von Moskau und die Kapitulation von Paris finden. Somit muß man fürchten, daß auch in der Litteratur nach dem Despotismus eines Boileau Zügellosigkeit und Verachtung aller Gesetze eintreten.

Die Engländer sind groß als praktische Menschen. Aber es muß auch gesagt sein: nirgendwo giebt es soviel Heuchler und Scheinheilige wie in England. So finden wir sie auch in ihrer äußeren Politik: praktisch und heuchlerisch. Während die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt. Jedermann kennt ihre Deklamationen gegen den Sklavenhandel, und während sie uns weis machen wollen, was für humane Maximen solchem humanen Verfahren zu Grunde liegen, entdeckt sich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Objekt sei, ohne welches es die Engländer nie thun. An der westlichen Küste von Afrika gebrauchen sie die Neger selbst in ihren großen Besitzungen, und es ist gegen ihr Interesse, daß

man ſie dort ausführe. In Amerika haben ſie ſelbſt große Negerkolonien angelegt, die ſehr produktiv ſind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit dieſen verſehen ſie die nordamerikaniſchen Bedürfniſſe, und indem ſie auf ſolche Weiſe einen höchſt einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von Außen ihrem merkantiliſchen Intereſſe ſehr im Wege, und ſie predigen daher nicht ohne Objekt gegen den „inhumanen Handel“. Noch auf dem Wiener Kongreß argumentierte der engliſche Geſandte ſehr lebhaft dagegen, aber der portugieſiſche war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wiſſe, daß man zuſammengekommen ſei, ein allgemeines Weltgericht abzugeben oder die Grundſätze der Moral feſtzuſetzen. Er kannte das engliſche Objekt recht gut.

Die Engländer erwärmen ſich auch ſehr für die unterdrückten Völker der Balkan-Halbinſel. Aus Europa kann man aber nun einmal die Türken doch nicht treiben, da keine chriſtliche Macht Konſtantinopel beſitzen darf, ohne Herr der Welt zu werden; aber beſchneiden, reduzieren kann man die türkiſche Macht in Europa, ſoweit als die griechiſchen Kaiſer in den letzten zwei Jahrhunderten.

* * *

Und nun laſſen Sie uns in die Zukunft ſchauen. Ich habe den Vorteil, daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und ſich durch mein langes Leben fortſetzten, ſodaß ich vom ſiebenjährigen Kriege, ſodann von der Trennung Amerikas von England, ferner von der franzöſiſchen Revolution und endlich von der ganzen Napoleoniſchen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereigniſſen lebendiger

Zeuge war. Hierdurch bin ich zu ganz anderen Reſultaten und Einſichten gekommen, als allen denen möglich ſein wird, die jetzt geboren werden und die ſich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müſſen, die ſie nicht verſtehen.

Was uns die nächſten Jahre bringen werden, iſt durchaus nicht vorauszuſagen; doch ich fürchte, wir kommen ſobald nicht zur Ruhe. Es iſt der Welt nicht gegeben, ſich zu beſcheiden: den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt ſtattfinde, und der Maſſe nicht, daß ſie in Erwartung allmählicher Verbeſſerungen mit einem mäßigen Zuſtande ſich begnüge. Könnte man die Menſchen vollkommen machen, ſo wäre auch ein vollkommener Zuſtand denkbar; ſo aber wird es ewig herüber und hinüber ſchwanken, der eine Teil wird leiden, während der andere ſich wohl befindet. Egoismus und Neid werden als böſe Dämonen immer ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben. Das Vernünftigſte iſt immer, daß jeder ſein Metier treibe, wozu er geboren iſt und was er gelernt hat, und daß er den Anderen nicht hindere, das Seinige zu thun. Der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten, der Bauer hinter dem Pfluge, und der Fürſt wiſſe zu regieren. Denn das iſt auch ein Metier, das gelernt ſein will, und das ſich Niemand anmaßen ſoll, der es nicht verſteht.

Es kommt jetzt mit den Saint-Simoniſten wieder die Anſchauung auf, daß *jeder* ſich um das Wohl des Staates kümmern und ihm zuerſt dienen ſolle, und wir ſehen ja auch bei deutſchen Schriftſtellern, ſo bei dem trefflichen Uhland, eine ähnliche Neigung. Ich bin durchaus anderer Anſicht. Jeder muß bei ſich ſelber anfangen und zunächſt ſein eigenes Glück machen, woraus dann zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entſtehen wird. Man moraliſiert und politiſiert

viel zu viel gegen den Egoismus. Als wenn die Natur nicht so eingerichtet wäre, daß die Zwecke des Einzelnen dem Ganzen nicht widersprechen, ja sogar zu seiner Erhaltung dienen, als wenn ohne Motive etwas geschehen könnte, und als wenn diese Motive außerhalb des handelnden Wesens liegen könnten und nicht vielmehr im Innersten desselben, ja, als wenn ich die Wohlfahrt des Andern befördern könnte, ohne daß sie auf mich inundierte, keineswegs mit meinem Verlust, mit meiner Aufopferung, welche nicht immer dazu erfordert wird und welche nur in gewissen Fällen geschehen kann. Mir erscheint jene neue Staatslehre durchaus unpraktisch und unausführbar. Sie widerspricht aller Natur, aller Erfahrung und allem Gang der Dinge seit Jahrtausenden. Wenn jeder nur als Einzelner seine Pflicht thut und jeder nur in dem Kreise seines nächsten Berufs brav und tüchtig ist, so wird es um das Wohl des Ganzen gut stehn. Ich habe in meinem Berufe als Schriftsteller nie gefragt: was will die große Masse und wie nütze ich dem Ganzen? sondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern und dann immer nur auszusprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte. Dieses hat freilich, wie ich nicht leugnen will, in einem großen Kreise gewirkt und genützt; aber das war nicht Zweck, sondern ganz notwendige Folge, wie sie bei allen Wirkungen natürlicher Kräfte stattfindet.

Der Dichter darf kein Parteimann sein, darf auch nicht „patriotisch" wirken wollen. Er wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein be-

ſonderes Land gebunden iſt, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er iſt darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern ſchwebt, und dem es gleichviel iſt, ob der Haſe, auf den er hinabſchießt, in Preußen oder in Sachſen läuft.

Und was heißt denn: ſein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotiſch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, ſchädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volkes aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen und deſſen Geſinnungs- und Denkweiſe zu veredeln: was ſoll er denn Beſſeres thun? und wie ſoll er denn da patriotiſcher wirken? An einen Dichter ſo ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre ebenſo, als wenn man von einem Regimentschef verlangen wollte: er müſſe, um ein rechter Patriot zu ſein, ſich in politiſche Neuerungen verflechten und darüber ſeinen nächſten Beruf vernachläſſigen.

Ich haſſe alle Pfuſcherei wie die Sünde, beſonders aber die Pfuſcherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tauſende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht. Und deshalb wiederhole ich meinen Tadlern und allen Zukunftsphantaſten zum Trotz meine altmodiſche Lehre: Der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten. Der Vater ſorge für ſein Haus, der Handwerker für ſeine Kunden, der Geiſtliche für gegenſeitige Liebe, und die Polizei ſtöre die Freude nicht.

Ein jeder kehre vor ſeiner Thür,
Und rein iſt jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe ſeine Lektion,
So wird es gut im Rate ſtohn.

Man glaube ja nie an ein glückliches Zeitalter. Die Menſchen werfen ſich im Politiſchen wie auf dem Kranken-

lager von einer Seite zur andern, in der Meinung, beſſer zu liegen. Wenn man auch alle Geſchichtsquellen durchforſcht, ſo findet man doch leider immer wieder die große Wahrheit, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miſerabel geweſen iſt. Die Menſchen haben ſich ſtets geängſtigt und geplagt, ſie haben ſich unter einander gequält und gemartert, ſie haben ſich und Anderen das bischen Leben ſauer gemacht, und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daſeins, welche die ſchöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten noch zu genießen vermocht. Nur Wenigen iſt es bequem und erfreulich geworden, die meiſten haben wohl, wenn ſie das Leben eine Zeit lang mitgemacht hatten, lieber hinausſcheiden, als von Neuem beginnen mögen. Was ihnen noch etwa einige Anhänglichkeit an das Leben gab oder giebt, das war und iſt die Furcht vor dem Sterben. So iſt es, ſo iſt es geweſen, ſo wird es wohl auch bleiben. Das iſt nun einmal das Los der Menſchen.

In techniſchen Dingen ſtehn uns freilich viele Fortſchritte in Ausſicht. Man denke nur an die Eiſenbahnen und wie ſie die Völker und Stämme einander nähern müſſen! Und Dreierlei möchte ich auch noch erleben: den Panama-Kanal, den Rhein-Donau-Kanal und den Suez-Kanal in engliſchen Händen. Dieſen drei großen Dingen zu Liebe wollte ich gern noch fünfzig Jahre aushalten.

Wie wird Deutſchlands Zukunft ſein? Die Gegenwart iſt traurig. Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entſchieden ſagen könnten: hier iſt Deutſchland. Fragen wir in Wien, ſo heißt es: hier iſt Öſterreich, und fragen wir in Berlin, ſo heißt es: hier iſt Preußen. Bloß, als wir endlich die Franzoſen los ſein wollten, war Deutſchland überall.

Früher war ich wohl manchmal verzagt und dachte: Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel... Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in alle Welt müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heile aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt.

Ja, ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag. Denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität.

Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören.

In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn fest, diesen Gedanken.

Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist — mit Napoleon zu reden — noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht.

Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem Jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch und vorzugsweise: nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voranstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.

Nachwort und Quellenangabe.

Manch koſtbares Buch, manch geiſtvoller Aufſatz iſt über Goethe geſchrieben, und es wird auch in Zukunft nicht an Werken der Verherrlichung und Erläuterung fehlen.

Aber ihn ſelbſt reden zu hören, geht doch am tiefſten zu Herzen; und beſonders wenn er aus ſeinem Innerſten heraus verkündet, was er über die großen Fragen der Zeit und Ewigkeit gedacht und empfunden hat, da geben wir uns ihm am liebſten unmittelbar zu eigen. Da ſteht er vor uns, ſtolz und gerade, die Hände auf dem Rücken; aus dem geſunden gebräunten Geſicht ſehen wir die großen dunklen Augen durchdringend leuchten, und die tiefe wohlklingende Stimme ſpricht Worte der Weisheit, nicht ſelten wärmer und lauter werdend von innerer Erregung, wenn er an alte Kämpfe denkt.

Statt über ſeine Religion und ſeine Politik zu ſchreiben, habe ich den Verſuch gemacht, den toten Meiſter ſelber darüber ſprechen zu laſſen. Woher ich die Reden nahm, die ich ihm in den Mund lege, erkennt der Fachmann leicht; für diejenigen Leſer, die noch nicht Mitglieder der Goethe-Gemeinde ſind, ſei bemerkt, daß ich nach Art des Moſaik-Künſtlers allerlei zerſtreute Äußerungen Goethes zu einem einheitlichen Ganzen zuſammenzuſetzen ſuchte. Namentlich entnahm ich die Stücke der vorzüglichen Sammlung der Geſpräche mit Goethe, die Freiherr von Biedermann herausgegeben hat; auch wer nur die Geſpräche mit Eckermann und dem Kanzler von Müller beſitzt, wird viel Vertrautes finden. Im einzelnen gebe ich die Quellen unten an.

Beide Reden muß man ſich in den letzten ſieben Lebensjahren des Meiſters gehalten denken, die erſte etwa 1830, die zweite 1825.

Eine dritte Rede über Dichtung und andere Kunst soll demnächst folgen, ebenso ein Büchlein, in dem ich Goethes Lebenskunst schildern will. Die vorliegenden Reden waren übrigens, etwas kürzer als hier, schon in den „Preußischen Jahrbüchern" abgedruckt, und habe ich deren Herausgebern für die Bewilligung selbständiger Buchausgabe zu danken.

Möge der große Lehrer auch durch dieses Buch neue Schüler finden!

Weimar, im Oktober 1899.

Dr. Wilhelm Bode.

Wir ſtellen hier zuſammen, was Goethe ſelbſt geſchrieben hat oder ſeine Zeitgenoſſen nach ſeinen Geſprächen wiedergegeben haben, und ſetzen in eckige Klammer [. .] was der Herausgeber eingeſchoben hat, um die einzelnen Stücke zu einer Rede zu verbinden.

Meine Religion.

In unſeres . . . fromm ſein! (S. 5) Elegie, Weim. Ausg. II, 21. [Und zum . . . Fragen, S. 5].

Das Erforſchliche . . . Menſchen. (S. 5) Quelle mir entfallen.

Der Menſch . . . Dinge, (S. 5) zu Eckermann 1825. [Wie mich . . . Gedanken, S. 5].

Die Leute . . . nennen mögen, (S. 5, 6) zu Eckermann 1824. [Und was für . . . Gottheit an! S. 6].

Nichts . . . vorſpiegelt! (S. 6) zu v. Müller 1823. [Ich kann . . . thronte, S. 6].

Was wär . . . vermißt, (S. 6) Prooemion von „Gott und Welt.“ [Ich bin . . . Kieſelerde. S. 6].

Was helfen . . . Rolle befähigt, (S. 6) Quelle mir entfallen.

Hinter jedem . . . nicht ſchauen, (S. 6) zu v. Müller.

Ich frage . . . erkennen mag, (S. 6) zu Eckermann 1832. [Wir müſſen . . . aufhebt, S. 7].

Gott ſelbſt . . . umſtoßen kann, (S. 7) zu v. Müller 1830. [Dagegen . . . Göttlichen, S. 7].

und Gott . . . auf Erden, (S. 7) Quelle mir entfallen. [Freilich läßt . . . betrachten, S. 7].

wir ſchauen . . . begreifen, (S. 7) Verſuch einer Witterungslehre. [Ich glaube . . . Gottes ſuchen, S. 7].

Denn die Gottheit . . . nutze. (S. 7) zu Eckermann 1829. [Deshalb habe ich . . . Faust geschrieben, S. 7]. [Ebenso . . . Gott suchen, S. 7].

Fragt man . . . weben und sind, (S. 7, 8) zu Eckermann 1832. [Da ich . . . heutigen Welt, S. 8].

Wenn man . . . heranzuziehen, (S. 8, 9) zu Eckermann 1832. [Überall wo . . . Offenbarung, S. 9].

Jede Produktivität . . . fortwirkte, (S. 9) zu Eckermann 1828. [Und ebenso . . . Nachkommen! S. 9].

Beseelte Gott . . . wirksam, (S. 9, 10) zu Eckermann 1831. [Ein junger Bildhauer . . . Kalb gesandt, S. 10].

Hier haben . . . Allgegenwart Gottes, (S. 10) zu Eckermann 1831.

Willst du . . . erblicken, (S. 10) Sprüche, Gott und Welt. [Noch deutlicher . . . Jungen, S. 10].

Wer das hört . . . Blüte kommt, (S. 10) zu Eckermann 1827. [Ich möchte . . . herausstisteln, S. 10].

Solche Nützlichkeitslehrer . . . mein Gott, (S. 11, 12) zu Eckermann 1831. [Übrigens . . . Bedürfnissen, S. 12 Vgl. Eckermann 1831].

Ich für mich . . . erfassen mögen, (S. 12) an Jakobi 1813. [Die Hauptsache . . . bewußt bleiben, S. 12].

Wenn der uralte . . . Brust, (S. 12) Grenzen der Menschheit. [Wie an Gott . . . wie ich, S. 13].

kann es . . . fortleuchtet, (S. 13) zu Eckermann 1824. [Wir Menschen . . . Materie, S. 13].

Das Vermögen . . . Ziele, (S. 13) zu Eckermann 1824.

Die persönliche . . . Beweiskraft hervor, (S. 13) zu Falk 1813. [Ich denke . . . alle Menschen, S. 13, 14]. Das Bild von der Hand des Klavierspielers ist von Goethe.

Wir sind . . . eine sein, (S. 14) zu Eckermann 1829. [Man muß . . . bethätigt haben, S. 14].

Die Überzeugung . . . vermag, (S. 14) zu Eckermann. [Ähnlich . . . Großherzog, S. 14].

Gewiß wo . . . pflegen wissen, (S. 14) Äußerung von 1830. [Oder denken . . . Wieland! S. 14].

Vom Untergang . . . vergrößert hat, (S. 14) zu Falk 1813. [Ich wünsche . . . Wieland, S. 14].

als einer Weltmonade . . . aufheiterte, (S. 14) zu Falk 1813. [Für die besten . . . daß sie, S. 14, 15].

an den Freuden . . . ausgemittelt werden, (S. 15) zu Falk 1813. [Sie ſehen . . . Leben, S. 15].

Ich möchte . . . beſſern Gedanken, (S. 15, 16) zu Eckermann 1824. [Ebenſo wie . . . zu dürfen, S. 16].

Ich bin . . . wiederzukommen, (S. 16) zu Falk 1813. [Erinnerung . . . nicht Alles, S. 16, 17]. Vgl. zu Boiſſerée 1815, Brief an Wieland vom April 1776 und Brief an Frau von Stein vom März 1779.

Kein Weſen . . . geſchmückt, (S. 17) Vermächtnis in „Gott und Welt." [Doch ich kehre . . . fähig ſei, S. 17].

Und er hatte . . . gelingt mir, (S. 17, 18) zu Eckermann 1829 und 1830. [Aber ſchon . . . geſetzt ſind, S. 18].

Denn zwar . . . Schlüſſel, (S. 18) Metamorphoſe der Tiere. [Wie bei den . . . eine Seele, S. 18].

auf die andre . . . mußte hierher, (S. 18, 19) zu Eckermann 1827. [Aber die Hauptfrage . . . Mohammedaner, S. 19].

als Grundlage . . . geſchehen kann, (S. 19) zu Eckermann 1827. [Die Gebundenheit . . . glauben, S. 19].

Sobald wir . . . weiß, (S. 19, 20) zu Eckermann 1825. [Ich erkenne . . . vorausbeſtimmt iſt, S. 20].

Unſer Leben . . . beſtimmt hat, (S. 20) zu v. Müller 1827. [Und ſo . . . Lebensgang, S. 20].

Wie an dem . . . entfliehen, (S. 20) Urworte, Orphiſch. [Der Menſch . . . am Arme, S. 20].

Da iſts . . . Anfang waren, (S. 20) Urworte, Orphiſch. [Wir würden . . . Worten kam, S. 20].

Ich glaubte . . . [deus ipse, S. 20, 22]. Aus meinem Leben. 20 Buch [Napoleon . . . Grade S. 22].

ſodaß . . . gehören hierher, (S. 22, 23) zu Eckermann 1831.

ebenſo Mirabeau . . . willig hingab, (S. 23) zu Eckermann 1832.

In meiner . . . unterworfen, (S. 23) zu Eckermann 1831.

So waltete . . . Erfolg, (S. 23) zu Eckermann 1831. [Mir kommt . . . hinſchleppt, S. 23].

es ſind tauſend . . . zu wollen, (S. 23, 24) zu Eckermann 1831. [Als hemmende . . . voraus war, S. 24].

Nur ein lumpiges . . . ſehr langſam, (S. 24) zu Eckermann 1828. [Etwas Ähnliches . . . ſehen wir oft, S. 24].

daß im mittleren . . . übrig bliebe, (S. 24, 25) zu Eckermann 1828. [Noch auf ganz . . . und Weib, S. 25].

Es pflegt . . . Folge war, (S. 25) zu Eckermann 1830.

Auch in der Poeſie . . . zu wirken, (S. 25) zu Eckermann 1831. Eingeſchoben: [„Denken Sie nur an Paganini!“] [Doch nun genug . . . entſcheidet, S. 25, 26]. Ausführung eines Gedankens gegen Eckermann vom 18. März 1831.

Gott läßt . . . nicht will, (S. 26) 30. Januar 1808 bei Tiſch. [Und den Dämonen . . . muß unſere S. 26].

beſſere Natur . . . als billig, (S. 26) zu Eckermann 1829. [Das freilich . . . beſonders erweiſen, S. 26].

Außerordentliche Menſchen . . . Waſſer, (S. 26) zu Riemer 1807. [Ich verhehle . . . viel zu viel S. 26].

Pfaffen . . . unendlich, (S. 26) zu Riemer 1817.

Die Weiſen . . . geſtanden haſt, (S. 26) Brief an Frau v. Stein 1781. [Davon rührt . . . ſie abfertigt? S. 26]. Vgl. Eckermann 1825.

Dem edlen Lord . . . alle Tage, (S. 26, 27) zu Eckermann 1825. [Und machen es . . . Jahrzehnten, S. 27]. Vorlage einiger Sätze mir entfallen.

Ich war . . . ſogar beſſer, (S. 27) zu Eckermann 1829.

Und wenn man . . . Betrachtungsſtoff haben, (S. 27) zu v. Müller und Riemer 1821. [Da will jetzt . . . Nichts! S. 27].

Aber ein ſolches . . . davongekommen, (S. 27) zu Eckermann 1823. [Ich kann nur . . . gelehrt, S. 27].

Kinderchen . . . zu ſehen, (S. 27) bei Frommanns. [Auch mit dem Ratgeben, S. 27].

iſt es . . . rechten Zeit, (S. 27, 28) Brief an Herder vom Oktober 1788. [Namentlich . . von Übel, S. 28].

Wenn ein Edler . . . Debet bleiben, (S. 28) Sprüche, Sprüchwörtlich. [Ebenſo wie . . . Milde üben, S. 28.]

Es wird . . . oder nicht, (S. 28) zu Riemer 1811.

Gehts in . . . Recht, (S. 28) Sprüche, Sprüchwörtlich.

Auch keine . . . erteilt, (S. 28) zu v. Müller 1820. [Ich ſah jüngſt . . . konnte, S. 28].

Es war . . . balanciert wird, (S. 28) zu Eckermann 1831.

Nichts taugt . . . neue, (S. 28) Sprüche, Sprüchwörtlich. [Noch in zweifacher . . . ſtoßen, S. 29]. Vgl. v. Müller 1818.

Man hört . . . zu ſein, (S. 29) zu Riemer 1810. [Auch kann . . . Ankläger, S. 29]. Vgl. v. Müller 1824.

Als wenn . . . abſurd iſt, (S. 29, 30) zu Riemer 1807. [Nach Allem . . . Daſein Gottes. S. 30].

Wie iſt . . . verbreiten, (S. 30) zu Eckermann 1827. [Nun ſoll man . . . hervorriefe, S. 31].

Alles was . . . Werke gehen, (S. 31) zu Eckermann 1825. [Auch irrt ſich, S. 31]

wer da meint . . . Schwachheiten, (S. 31) zu Riemer 1814. [Die Moral . . . Art, S. 31]. Vgl. v. Müller 1818.

Sie iſt . . . Verſtand iſt, (S. 31) zu v. Müller 1819. [Soll ich . . . Guten nennt, S. 31]. Vgl. Voß 1804.

Freilich ungern . . . gezogen zu werden, (S. 31, 32) Wilhelm Meiſters Wanderjahre. 2. Buch, 1. Kapitel. Mit einigen Kürzungen und Änderungen. [Thätigkeit . . . zu verwandeln ſuchen. S. 33]. Vgl. Heinemann, Goethe II, 355 und Brief an Rauch.

[Die Wahrheit . . . Echtheit nicht, S. 33]. Vgl. an Frau v. Stein 1786.

Man war . . . wie er iſt, (S. 33, 34) zu Eckermann 1824. [Aber über allen . . . ſpürte, S. 34]. Vgl. Tagebuch 1780.

Von allen . . . umlagert, (S. 34) zu v. Müller. [Und ich . . . ſelber zu S. 34].

Nur heute . . . entgangen, (S. 34) Sprüche, Sprüchwörtlich.

Was wir . . . zu finden, (S. 34) zu v. Müller 1823. [Ebenſo kann . . . noch fehle, S. 35]. Vgl. zu Eckermann 1824 und Tagebuch 1780.

Eine tägliche . . . Zukunft, (S. 35) zu Eckermann. [Wir ſehen . . . werden will, S. 35].

Dieſe Richtung . . . Seite. (S. 35) Dem Polen Odyniec auf einem Blatte. [Ich betrachtete . . . anfängt, S. 35].

Es iſt dies . . . verloren ſei, (S. 35) zu Eckermann 1831. [Tapferes . . . Entgegenkommen, S. 35].

Allen Gewalten . . . herbei, (S. 35, 36) Gedichte, „Ein Gleiches.“ [Im chriſtlichen Gewande . . . Gleiche, S. 35] Vgl. zu Eckermann 1831.

Gerettet . . . Willkommen, (S. 35) Fauſt II Teil.

In dieſen Verſen . . . Gnade, (S. 36) zu Eckermann 1831. [Sie ſehen . . . gelte, S, 36].

Ich glaubte . . . geholfen worden, (S. 36) zu Eckermann 1824. [Man hat mich . . . Gedächtnis, S. 36, 37].

Redlich . . . zuſammenfinden, (S. 37) an Gräfin Bernſtorff 1823. [Aber wenn ich . . . ſprechen, S. 37].

woran die geſunkene . . . emporgearbeitet hat, (S. 37). [ebenſo von der Bibel . . . lehrreich halte, S. 37]. Vgl. v. Müller 1832. [Ja ich möchte . . . Gewalt iſt, S. 37]. Vgl. v. Müller 1823.

Es giebt eben . . . einherbrauſt, (S. 37, 38) zu Eckermann, 11. März 1832. Übrigens wenn . . . gemacht hätte, S. 38].

Ich hätte . . . Erſtaunen zu ſetzen, (S. 38, 39) zu Eckermann 1830. [Ich habe . . . Jena, S. 39].

Er wollte . . . feinſten Takt, (S. 39, 40) zu Eckermann 1830. [Eine ziemliche . . . Firniß war, S. 40].

mit welchem . . . täuſchen (S. 40) zu Luden.

Ihren rechten Urſprung . . . Freiheit, (S. 40) zu Eckermann 1829.

Wir wiſſen . . . erſchienen iſt, (S. 40, 41) zu Eckermann 1832. [Doch auf ſolche . . . verwenden, S. 41].

Suchte man . . . unterordnete, (S. 41, 42) zu Falk. [Hoffen wir . . . möge, S. 42].

Je tüchtiger wir . . . That kommen, (S. 42) zu Falk. [Und immer . . . Frieden verlangt, S. 42].

Der du . . . ſtilleſt, (S. 43) Wanderers Nachtlied. [Auch ich . . . emporgeblickt, S. 43].

O laß doch . . . auf Erden, (S. 43) Sehnſucht, Nachlaß W. A. IV. 95. [Und den alten . . . angeſtimmt, S. 43].

Komm, heiliger Geiſt . . . zum Kampf. (S. 43) Überſetzung des Veni creator spiritus vom 10. April 1820.

Mein politiſcher Glaube.

Deutſchland ... Herzens, (S. 47), zu Luden 1819. [Aber wie ... Willen. S. 47].

Ich weiß ... Deutſchen, (S. 47), zu Eckermann 1830. [Meinen Tadlern ... dichten ſollen, S. 47].

Wie hätte ... erreicht hatte, (S. 47, 49), zu Eckermann 1830, [eingeſchoben „der Befreiungskampf".) [Ich haßte ... zögen, S. 49 Vgl. Brief vom 22. Juni 1783 an die Herzogin Amalia].

Die Kinder ... Franzos! (S. 49, 50). zu Falk 1810, [eingeſchoben „ich phantaſierte weiter".) [So fühlte ... Herrſchaft oft, S. 50. Vgl. zu Boiſſerée 1815.]

Schüttelt ... zerbrechen. (S. 50), zu Körner 1813. [Auch war ... Oppoſition, S. 50].

Lieber ... gehauſet, (S. 50), zu v. Müller 1823. [So hielt ... geſinnt, S. 50].

Der Krieg ... ernähren, (S. 50), zu Riemer 1806. [Und gegen ... fragen, S. 50].

Iſt denn ... Millionen, (S. 50), zu Luden 1813. [Dieſe Menge ... bedroht. S. 50]

Wir haben ... ſagen, (S. 50, 51), zu Luden 1813. [Meine Stellung ... Napoleon, S. 51].

Ich wüßte ... des Volkes, (S. 51), zu Eckermann 1825.

Ich ſchrieb ... erzwungen wird, (S. 51, 53), zu Eckermann, 1824.

Ich habe ... da war [weder am Tode ... gelegen. Brief an F. H. Jacobi am 18. Auguſt 1792.] S. 53.

[Warum denn ... unverſehrt! S. 53. Nachlaß, Zahme Xenien vom 12. März 1832.]

[Auch zu ... Volksverführern, (S. 53, 54), vgl. v. Biedermann III., 294, Geſpräch bei Frommann 1817, mit v. Müller 1818, Brief von Joh. Frommann 1817.]

ich ſei ... Beſten iſt. (S. 54), zu Eckermann 1825. [Ich weiß ... Grabſchrift voraus, S. 54].

Verſtanden ... ſein ſollen, (S. 55), Nachlaß, zahme Xenien. [Als Gegner ... Freiheit ſein, S. 55].

Es iſt . . . behandeln gewußt, (S. 55), zu Eckermann 1827.
Freiheit . . . zu thun, (S. 55), zu v. Müller 1827.
[Auch das . . . oder große, (S. 55, 56), Vgl. Riemer 1807].
[Unſere Politiker . . . Lebensalter aus, S. 56].
In der Jugend . . . genießen mögen, (S. 56), zu Eckermann 1827. [Ich kann . . . glauben, S. 56].
Alles Große . . . Vorzüglicher ſein, (S. 56), zu Eckermann 1827.
Laßt euch . . . Seite ſein! (S. 56), Nachlaß, zahme Xenien.
In dem . . . Meinung, (S. 56), zu Eckermann 1824.
Ariſtokratismus . . . Rechte, (S. 57), zu Boiſſerée 1815.
Die Liberalen . . . ſie reden, (S. 57), zu Eckermann 1824. [Die Liberalen . . . Nörgelei, S. 57].
Hätte ich . . . herumzutreiben, (S. 57).
Mir iſt . . . wäre was, (S. 57), Nachlaß, zahme Xenien.
Wenn ich . . . Freude empfinde. (S. 57), zu Eckermann 1825. [Die Liberalen . . . von dieſer, S. 57].
ſcharmanten . . . beliebte, (S. 57), zu Riemer 1810. [Ich ſehe . . . einſchränkt, S. 57, 58].
zumal da . . . weit gebracht, (S. 58), zu v. Müller 1827. [Zu bedenken . . . auch das, S. 58].
Die Deutſchen . . . zugebracht, (S. 58), zu Riemer 1812.
Ich bin . . . thun ſollen, (S. 58), Nachlaß, Zahme Xenien. [Aber wenn . . . widerſtrebe, S. 58, 59].
Weil ich . . . Gebrechen iſt, (S. 59), zu Eckermann 1824. [Das habe . . . „Fauſt“ hinein:, S. 59, [dieſer Gedanke iſt mir von Dr. A. Freſenius in Weimar mitgeteilt].
Es erben . . . die Frage, (S. 59), Fauſt I. Teil.
Aber . . . bleiben könne, (S. 59, 60), zu Eckermann 1824. [Man möge . . . glauben, S. 60].
wie ſehr . . . gewähren ſoll, (S. 61), zu Eckermann 1825. [Ich bin . . . bemüht, S. 60].
Der wahre Liberale . . . begünſtigen, (S. 60), zu Eckermann 1830. [Durch ein . . . verliehen, S. 61].
Die Konſtitutionen . . . einimpft, (S. 61), zu v. Müller 1822. [Aber man . . . verlangen, S. 61].
Konſtitutionell . . . Diener, (S. 61), Nachlaß, Zahme Xenien. [Auch dieſe . . . herauskommt, S. 61].

Was die Großen . . . erleben, (S. 61, 62), Nachlaß, Zahme Xenien. [Da ich . . . ſtets ganz, S. 62].

nach meiner Weiſe . . . Folge, (S. 62), zu v. Müller 1827. [Oft haben wir, S. 62].

zwei Wege . . . wirken zu wollen, (S. 62), zu v. Müller im Alter.

Mir iſt . . . zu ihnen, (S. 62, 63), zu v. Müller 1827. [Wie ſchwer . . . Zutrauen fühlen, S. 63. Vgl. Briefe an Frau v. Stein 1778 und Tagebuch von 1780.]

Einen Parvenü . . . gedient, (S. 63), zu v. Müller und Riemer 1824. [Meine Perſon . . . viele zurück, S. 63].

Die menſchlichen . . . ſitzen, (S. 63, 64), Tagebuch 1780.

Ich will doch . . . erteilt, (S. 64), zu v. Müller 1825. [Beſonders . . . Günſtling haben, S. 64].

ſonſt . . . Hand, (S. 64), zu v. Müller 1819.

Es fehlte . . . dahin iſt, (S. 64), zu Eckermann 1825. [Wie ich . . . notwendig ſei, S. 64].

Wäre ich . . . bedient wäre, (S. 64, 65), zu Eckermann 1828. [Eben ſowenig . . . vorſchreiben, S. 65].

Überall . . . Hörer, (S. 65), zu Eckermann 1824.

Namentlich . . . ſchützen, (S. 65, 66), zu Eckermann 1828. [Ich kann . . . ſind, S. 66].

Es geht . . . Geſellſchaft leidet, (S. 66, 67), zu Eckermann 1828. [Wir wollen . . . halten können, S. 67].

Wie alles . . . ſchinden, (S. 67), Nachlaß, Zahme Xenien. [Wir ſprachen . . . Menſch ſei, S. 67].

Das gehört . . . ein Andrer, (S. 67, 68), zu Eckermann 1828.

Allerdings . . . zu machen, (S. 68), zu Eckermann 1829. [Dem Fürſten . . . wünſchen, S. 68].

Um populär . . . verſchmäht hat, (S. 68, 69), zu Eckermann 1829. [In kriegeriſchen . . . nicht leiden, S. 69].

Denn da eigentlich . . . erhalten kann (S. 69). Brief an Karl Auguſt vom 6. Febr. 1790.

[Um nun . . . Juden nicht, S. 69. Vgl. v. Müller 1823.]

Was ſich . . . geſungen, (S. 69), zu Laemel 1812.

Den Katholiken . . . losgehn, (S. 69, 70), zu v. Müller 1829.

Bei ihnen . . . denken möge, (S. 70), zu Eckermann 1829. [Und nun . . . ich nicht, S. 70].

Was kommt . . . erhalten werde, (S. 70), zu v. Müller 1827. [Ebenſo . . . hören, S. 70].

bin ich dafür . . . billig, (S. 70), zu Eckermann 1831. [Zur Bodenfrage . . . Teuerung, S. 71. Vgl. Tagebuch 1797.

Das beſte Zeichen . . . erſparen können, (S. 71), Tagebuch 1797. Ich denke . . . aufrichtige, S. 71. Vgl. Briefe an Frau v. Stein.

Klaſſe . . . Dulden, (S. 71), an Frau v. Stein 1777. [Es war . . . hat, S. 71, 72].

Urſache . . . gleichwägt, (S. 72), zu Riemer 1810. [So kann . . . entledigen ſucht, S. 72].

Vergnügungen . . . füttert, (S. 72), bei Körner 1810. [Und nun . . . meine ich, S. 72].

man ſollte . . . geht, (S. 72), zu v. Müller 1827. [Gegen andre . . . verboten hat, S. 72].

Preußens . . . Erde, (S. 72), zu v. Müller 1832. [Die Gefahr . . . unberechenbar, S. 73].

Die franzöſiſche . . . eintreten, (S. 73), zu Kozmian 1830.

Die Engländer . . . Menſchen, (S. 73), zu einem Engländer 1825. [Aber . . . geſagt ſein, S. 73].

nirgendwo . . . England, (S. 73), zu Förſter 1829. [So finden . . . heuchleriſch, S. 73].

Während . . . recht gut, (S. 73, 74), zu Eckermann 1829. [Die Engländer . . . Balkan-Halbinſel, S. 74].

Aus Europa . . . Jahrhunderten. (S. 74), zu v. Müller 1824. [Und nun . . . ſchauen, S. 74].

Ich habe . . . nicht verſteht, (S. 74, 75), zu Eckermann 1824. [Es kommt . . . ſelber anfangen, S. 75.] Vgl. Eckermann 1830.

und zunächſt . . . entſtehen wird, (S. 75), zu Eckermann 1830. [Man moraliſiert . . . Egoismus, S. 75, 76].

Als wenn . . . geſchehen kann, (S. 76), zu Riemer 1807. [Mir erſcheint . . . durchaus, S. 76].

unpraktiſch . . . ſtattfindet, (S. 76), zu Eckermann 1830. [Der Dichter . . . wirken wollen, S. 76].

Er wird . . . Unheil hervorgeht, (S. 76, 77), zu Eckermann 1832. [Und deshalb . . . heißen, S. 77].

Der Vater . . . Freude nicht, (S. 77), zu Eckermann 1830.

Ein jeder . . . ſtohn, (S. 77), Nachlaß, Zahme Xenien. [Man glaube . . . Zeitalter, S. 77].
Die Menſchen . . . liegen, (S. 77, 78), zu v. Müller 1825. [Wenn man . . . immer wieder, S. 78].
die große Wahrheit . . . Los der Menſchen, (S. 78), zu Luden 1806. [In techniſchen . . . aushalten, S. 78, mündliche Äußerungen 1827].
[Wie wird . . . traurig, S. 78].
Wir haben . . . überall, (S. 78), zu Eckermann 1830. [Früher war ich . . . dachte, S. 79].
Deutſchland . . . ihnen liegt, (S. 79), zu v. Müller 1808.
Ja ich habe . . . anbricht, (S. 79, 80), zu Luden 1813.